

Sonderdruck aus:

EMDER
JAHRBUCH
für historische
Landeskunde Ostfrieslands

Neue Literatur

BAND 98 (2018)

Ostfriesische Landschaft
Aurich

Neue Literatur

1. Zur Geschichte Ostfrieslands

Herbert Fischer, Kreissparkasse Wittmund 1920 bis 2006. Eine Wirtschafts-, Sozial- und Sparkassengeschichte des Harlingerlandes, hrsg. von der Sparkasse LeerWittmund, Wittmund 2016, 444 S., 49,90 Euro, ISBN: 978-3-87542-093-7.

Jan Lokers hat mit seinem Buch über die Geschichte der Sparkasse Leer-Weener 1990 gezeigt, dass Sparkassengeschichte vor allem auch regionale Wirtschafts- und Zeitgeschichte ist. In diese Tradition reiht sich Herbert Fischer mit seiner Geschichte der „Kreissparkasse Wittmund 1920 bis 2006“ ein. Sparkassen und Genossenschaftsbanken haben in früheren Zeiten wichtige soziale Aufgaben übernommen, die sich natürlich immer schon mit wirtschaftlichen Interessen verbanden. Sparkassen ermöglichten als Anstalten des öffentlichen Rechts die sichere Aufbewahrung der Geldreserven der kleinen Leute und des Bürgertums und die Vergabe von Krediten vor Ort. Im Interesse des Gemeinwohls und mit dem Ziel der Gemeinnützigkeit sorgten sie dafür, dass die vorhandenen finanziellen Ressourcen in der Region verblieben und dort zur Verfügung standen. Sie hatten deshalb einen wesentlichen Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung gerade auch in ländlicher strukturierten Regionen. Wer sich mit der Geschichte der Sparkassen beschäftigt, behandelt – vor dem Hintergrund der allgemeinen politischen und juristischen Entwicklung – also zugleich immer auch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte einer Region.

Von diesem Grundgedanken hat sich auch der frühere Vorstandsvorsitzende der Kreissparkasse Wittmund, Herbert Fischer, leiten lassen, als er sich entschloss, die Geschichte seiner Sparkasse in einem Buch niederzuschreiben. Er bettet die eigentliche Sparkassengeschichte in einen großen Rahmen ein: Jedes der zehn Kapitel des chronologisch aufgebauten Werks beginnt zunächst mit der allgemeinen nationalen politischen und wirtschaftlichen Lage, beschreibt die regionale Wirtschaftsentwicklung und die gesetzlichen Rahmenbedingungen, bevor es um die eigentliche Geschichte der Kreissparkasse und ihrer Mitarbeiter in all ihren verschiedenen Aspekten geht. Trotz des umfangreichen Textes von 444 Seiten und einer Unterteilung in einer Vielzahl von Unterkapiteln kann sich der Leser durch den stringenten Aufbau der Gliederung leicht orientieren.

Das erste Kapitel zur Gründung der Kreissparkasse 1920 umfasst zunächst eine Beschreibung der allumfassenden Krise in Deutschland und der schlechten wirtschaftlichen Lage in der Region nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg. Vor diesem Hintergrund wird das Interesse an der Gründung der Kreissparkasse als eigenständigem Instrument der Wirtschaftsförderung im Landkreis deutlich.

Für die Zeit des Nationalsozialismus verschweigt er weder die große Zustimmung in der Bevölkerung für Adolf Hitler oder die Umsetzung von Gleichschaltung und Führerprinzip, noch die Aufwärtsentwicklung infolge von Hochkonjunktur, Kriegswirtschaft und Sparkassenzusammenschlüssen. Die Sparkassenentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg wird vor dem Hintergrund von Besatzungszeit, Flüchtlingsproblemen, Mangelsituation und Währungsreform beschrieben.

Bis zur Währungsreform und ihren direkten Auswirkungen folgt die Gliederung der politisch-historischen Phaseneinteilung. Mit dem Auftakt zum

Wirtschaftswunder ab etwa 1950 wird die Entwicklung der Kreissparkasse Wittmund in Zehnjahresschritten zusammengefasst. Je weiter die Darstellung an die Gegenwart heranreicht, umso differenzierter und umfangreicher wird sie. Es gelingt dem Autor, zusammenhängende Entwicklungen z. B. von Bauprojekten oder die Einführung von Computern und Digitalisierung mit politischer Geschichte, Wirtschaft, sozialen Strukturen und Sparkassenentwicklung zu verknüpfen.

Fast zwei Drittel des Buches beschäftigen sich mit der Entwicklung des Geldinstituts seit den 1960er Jahren – eine differenzierte Darstellung der immer komplexer werdenden Entwicklungen der letzten Jahrzehnte. Am Ende der chronologischen Darstellung steht die Beschreibung der Fusion der Sparkassen Wittmund und Leer-Weener zur Sparkasse LeerWittmund. Abschließend werden im Anhang die Vorsitzenden des Verwaltungsrats, die Vorstände sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Jahres 2006 dokumentiert.

Bevor eine ausführliche Quellen- und Literaturübersicht den Band abschließt, werden auch die diversen Geschäftsstellen der Kreissparkasse im Laufe ihrer mehr als 80jährigen Entwicklung dokumentiert. Damit bietet sich das Buch auch als eine Sekundärquelle für die Autoren von Ortsgeschichten des Harlingerlandes an. Eine gute und sinnvolle, themenbezogene Bebilderung – insbesondere von im Text angesprochenen Personen und Gebäuden – lockert den Band nicht nur auf, sondern erhöht noch einmal den Informationswert.

Die Chronik ist geprägt durch sachliche Distanz zu ihrem Gegenstand und zugleich durch qualifizierte Nähe zur Sache. Das reflektierte Verständnis der Entwicklungen im Sparkassenwesen gibt der Darstellung Tiefe und Relevanz. Der Autor sichert seine Darstellung durchgängig in Fußnoten ab, bedient sich der gängigen historischen Literatur und nutzt insbesondere auch die Geschäftsberichte der Kreissparkasse als Quelle.

So hat Herbert Fischer, so wie es im Titel angekündigt ist, in gewisser Weise eine Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts des Harlingerlandes verfasst – mit einem bemerkenswerten Schwerpunkt auf der Entwicklung der letzten 50 Jahre.

Leer

Paul Weßels

Wolfgang Kellner, Verfolgung und Verstrickung – Hitlers Helfer in Leer. Studie zur Rolle der Kommunen und ihrer Führungskräfte an ausgewählten Beispielen, Hamburg 2017, 158 S., Ill., 15 Euro, ISBN 978-3-7439-6806-6.

Die Geschichte Ostfrieslands während der Zeit des Nationalsozialismus (1933-45) erschließt sich nicht ohne weiteres. Umfassende, ganz Ostfriesland in den Fokus nehmende Überblicksdarstellungen sind, z. B. im Vergleich zu anderen Gebieten des ehemaligen Deutschen Reiches, rar: Der Leser findet zum „Thema Ostfriesland“ eher eine Vielzahl von Veröffentlichungen zu den unterschiedlichsten Aspekten dieses Zeitabschnitts vor. Wer sich z. B. für den Kirchenkampf, die Schulgeschichte oder Biographisches interessiert, wird schnell fündig werden.

Nun ist unter dem Titel „Verfolgung und Verstrickung - Hitlers Helfer in Leer“ ein weiteres Puzzlestück zur jüngeren Ostfriesischen Geschichte erschienen, das hier kurz vorgestellt werden soll.

Verfasser des Werkes ist der ehemalige Leeraner Bürgermeister Wolfgang Kellner, das Vorwort steuerte Prof. Dr. Bernhard Parisius bei, ehemaliger Leiter des Auricher Staatsarchivs (heute Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Aurich).

Wolfgang Kellner hat zu dem Thema NS-Zeit in Leer bereits 2015 im Emdener Jahrbuch eine ausführliche Studie veröffentlicht, die das Hauptaugenmerk auf die Opfer der NS-Gewaltherrschaft in Leer legte, genauer gesagt, auf Bürger, die 1938 der „Juni-Aktion“ gegen „Arbeitsscheue“ zum Opfer fielen. Die neue Untersuchung Kellners stellt nun „eine wesentliche Erweiterung des Aufsatzes“ (Fußnote S. 11) dar. Der Ausgangspunkt hierfür war freilich zunächst ein anderer: Bei einer Recherche zu den „Kaiserfenstern“ im Leeraner Rathaus, drei künstlerisch gestalteten Fensterportraits Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II., die in der NS-Zeit auf Betreiben des damaligen Bürgermeisters Drescher entfernt worden waren, stieß Kellner auf einen Brief des Leeraner Bürgers H. Ukena, der bei Reichsinnenminister Frick gegen diese Entfernung protestierte. Wollte Kellner wohl zunächst nur die Person Ukenas recherchieren, so ergab sich dabei schnell die Richtung für eine Arbeit, deren Ziel war, am Beispiel der Stadt Leer (Ostfriesland) zu zeigen, „wie schnell Funktionsträger auf kommunaler Ebene aus Opportunismus oder Überzeugung dem nationalsozialistischen Regime zur Hand gingen, Terror gegenüber der Bevölkerung auszuüben.“ (S. 139).

Ausführlich beleuchtet Kellner zu Beginn seiner Darstellung den „lange[n] Weg vom Kaiser zum Führer“. Dabei wird den Leeraner Verhältnissen und Ereignissen zwischen Jahrhundertwende und Beginn der 1930er Jahre stets der Blick auf Deutschland gegenüber gestellt. Auch wenn der hier geschilderte Verlauf der Geschichte vom Kaiser über Weimar zu Hitler weitgehend als bekannt vorausgesetzt werden darf, hilft die Erwähnung dem Leser doch sehr, die Vorgänge in Ostfriesland besser verstehen und einordnen zu können. Klar und deutlich beschreibt Wolfgang Kellner, wie sich die NS-Führung in Leer etablieren und behaupten konnte. Und genauso klar und deutlich portraitiert er mit Erich Drescher (1894-1956) und Hermann Conring (1894-1989) die beiden Hauptakteure im Raum Leer in ihrem Werden und Wirken und folgert: „Bürgermeister und Landrat, zugleich Leiter der Orts- und Kreispolizeibehörde, waren die prominentesten Köpfe der Machtstrukturen in Leer. [...] Obwohl von Ausbildung, Herkunft und Bildung sehr unterschiedlich geprägt, arbeiteten sie gut zusammen.“ (S. 37)

Die „gute Zusammenarbeit“ dieses unheilvollen Gespanns wird nun anhand von Beispielen beleuchtet: Die Ereignisse, die zum Selbstmord des Leeraner Bürgermeisters Erich vom Bruch (1885-1933) führten, finden hier ebenso Platz, wie die bereits erwähnten Geschehnisse um die Kaiserfenster im Rathaus, die letztlich zum Tod Heinrich Ukenas (1883-1940) im KZ Buchenwald führten. Angesprochen werden die durchgeführten Maßnahmen zur „Säuberung des Volkskörpers“ und die Aktionen gegen „Volksschädlinge“. Plastisch entsteht dabei vor dem inneren Auge des Lesers ein Bild davon, wie und mit Hilfe welchen Apparates aus bestehenden und neuen Behörden, Spitzeln und Denunzianten es den kommunalen Größen Drescher und Conring gelingen konnte, jeden, der dem NS-Staat oder der NS-Ideologie entgegenstand oder nur unlieb war, aus dem Weg zu räumen. Denn nicht nur Juden standen seinerzeit in der Schusslinie sondern auch jeder, der politisch eine andere Meinung hatte, ferner „Arbeitsscheue“, „Asoziale“ oder „unwertes Leben“. Untermuert wird Wolfgang Kellners Arbeit durch einen umfangreichen Bildteil sowie die Schilderung zahlreicher Einzelschicksale.

Besonderer Erwähnung bedarf noch der kleine Exkurs „Ostfriesland und die Konzentrationslager Sachsenhausen und Buchenwald“ (S. 135 ff.), der zeigt, dass Ostfriesen nicht nur Opfer der NS-Herrschaft waren, sondern dass Ostfriesen als Angehörige des „SS-Wachsturbanns Ostfriesland“ nach Auflösung des KZ Esterwegen auch Wachmannschaften im KZ Sachsenhausen (und – in Kellners Arbeit nicht erwähnt – der SS-Ordensburg Vogelsang) stellten.

Kellners Blick auf Leer, Ostfriesland und über den „ostfriesischen Tellerrand“ hinaus zeigt deutlich, dass die Ereignisse vor Ort als prototypisch für viele Kommunen und Kreise im ehemaligen Deutschen Reich gelten dürfen, bzw., dass sich schon bald nach der Machtergreifung lokale und zentrale NS-Behörden wechselseitig in ihrer Arbeit unterstützten und keinesfalls ausschließlich die zentrale SS- oder Gestapoführung Hauptantriebskraft der Geschehnisse war.

Ob – wie auf der Umschlagrückseite angedeutet – in Zeiten, in denen „Begriffe wie ‚Volksgemeinschaft‘ oder ‚Überfremdung‘ [...] wieder benutzt“ werden, das vorliegende Werk von Wolfgang Kellner wirklich helfen kann, „gegenwärtige Entwicklungen besser einordnen zu können“, kann hier nicht geklärt werden. Vielleicht wäre diesbezüglich in Vor- oder Nachbemerkung ein deutlicheres Wort möglich oder angebracht gewesen.

Unstrittig ist es Kellner jedoch gelungen, mit seiner Studie „Verfolgung und Verstrickung“ über das Schicksal jüdischer Mitbürger hinaus auf die „fast Vergessenen des Nazi-Terrors in unserer Region“ (S. 138) hinzuweisen, nämlich auf „Opfergruppen wie Kommunisten, Menschen mit Behinderung, Zwangssterilisierte, Sinti und Roma“ (S. 138), die wie die Opfer der „Arbeitsscheu Reich“-Aktionen hier in Ostfriesland kaum eine „Erinnerungslobby“ (S. 138) haben.

Insoweit ist das Werk ein wichtiger Beitrag zur jüngeren ostfriesischen Geschichte, dem eine positive Aufnahme in einem großen Leserkreis zu wünschen ist.

Norderney

Dietrich Nithack

Georg Murra-Regner (Hrsg.), Balthasar Arend: Zeit-, Jahr- und Tag-Weiser des Harlinger-Landes 1687 (Quellen zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 22), Aurich 2017, 265 S., Ill., 25 Euro, ISBN 978-3-940601.

330 Jahre nach dem Tod des Berdumer Pastors und Schriftstellers Balthasar Arend (bekannt wurde er u.a. durch seine Topografie „Beschreibung des Harlingerlandes“) gibt Georg Murra-Regner mit Unterstützung der Ostfriesischen Landschaft und des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Aurich dessen bislang unveröffentlichtes Manuskript „Zeit-, Jahr- und Tag-Weiser des Harlinger-Landes 1687“ heraus. Laut Balthasar Arend handelt es sich um „Eine kurtze Benachrichtigung, waß nach Christi Geburt biß auf dieser Zeit so 1686 inclusive in dem Harlinger-Lande u. umb liegenden Ländern sich hat merckwürdiges begeben und zu getragen.“ Sein Bestreben war es, eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller für das Harlingerland relevanten Ereignisse zu liefern – als Nachschlagewerk für den gelehrten Forscher sowie als Informationsquelle für den historisch interessierten Laien. Zu diesem Zweck studierte Arend unzählige Quellen (die er nicht explizit nennt), übertrug diese aus dem Lateinischen ins Deutsche und stellte die Nachrichten sorgfältig in seinem Manuskript zwecks

Veröffentlichung chronologisch zusammen. In seinem Vorwort machte er seine Leser auf mögliche Ungenauigkeiten durch die Umstände ihrer Niederschrift aufmerksam und bat diese, ihm Änderungen und Ergänzungen mitzuteilen, damit er diese in seinen Kalender einarbeiten könnte. Doch zur Veröffentlichung kam es nicht. 1687 verstarb Balthasar Arend unvermutet im Alter von 47 Jahren. Das Manuskript und mehrere Abschriften verblieben, wie Georg Murra-Regner in seinem 11-seitigen Vorwort nachweist, im Familienbesitz und gelangten über den im Jeveland ansässigen Sohn in das damalige landesherrliche Archiv nach Oldenburg. Lange Zeit galten die Manuskripte in Ostfriesland als verschollen bis der Pastor und Geschichtsschreiber Heinrich Reimers diese um 1920 wiederentdeckte und später in Auszügen veröffentlichte. Obwohl das Manuskript bereits 1935 in das Landesarchiv nach Aurich überführt wurde, ist es erst jetzt durch Murra-Regner vollständig veröffentlicht worden. Dieser übertrug die Handschrift in jahrelanger Transkriptions-Arbeit wortwörtlich in heutige Schrift und machte sie damit einer breiten Leserschaft zugänglich. Dabei lag es ihm daran, die originale Schreibweise und die ursprünglichen Seitenumbrüche deutlich zu machen. Ergänzungen durch später eingeklebte Zettel arbeitete Murra-Regner sorgfältig ein und machte diese durch Kursivdruck kenntlich. Besonders hilfreich sind seine Fußnoten, in denen er heute schwer verständliche Passagen oder schwer zu identifizierende Bezeichnungen erklärt. Auch Quellen und historische Ereignisse werden dankenswerterweise erläutert. Auf weitere interpretierende Ausführungen wurde laut Murra-Regner bewusst verzichtet, ebenso auf ein weiteres Register, „weil Balthasar Arend selber ein ausführliches Register der Ereignisse mit einem Verweis auf das entsprechende Jahr an den Schluss seines Manuskripts gesetzt hat“ (Vorwort des Herausgebers, S. XVII).

In seinem Vorwort stellt Georg Murra-Regner den Zeit-, Jahr- und Tag-Weiser und das Gesamtwerk Balthasar Arends zunächst in den historischen Kontext. Er beschreibt die politische Situation des Harlingerlandes, das Wirken des Verfassers Balthasar Arend, die Umstände zur späten Veröffentlichung des Kalenders und geht dann ausführlich auf die Inhalte von Arends Schrift ein. Hier macht der Herausgeber deutlich, worin der Wert des Kalenders aus heutiger Sicht liegt: Die aufgelisteten Ereignisse vom Beginn unserer Zeitrechnung bis 1686 behandeln verschiedenste Themen wie Medizin und Seuchen, Himmels- und Naturerscheinungen, Wetterphänomene, Überschwemmungen, Deichbau und Landgewinnung, politische Geschichte und kriegerische Auseinandersetzungen, theologische Konflikte in Folge der Reformation, Schiffsunglücke und Alltagsgeschehen. Damit wird Arends Schrift zur wichtigen Quelle für jeden Geschichtsinteressierten und Forscher. Murra-Regner bewertet in seinem Vorwort kritisch den Umgang von Balthasar Arend mit den historischen Quellen für die aufgeführten Ereignisse: teilweise werden diese nicht genannt, teilweise stimmen die genannten Ereignisse nicht mit den überlieferten Jahreszahlen überein. Dankenswerterweise stellt Murra-Regner die wichtigsten Quellen Arends für den Leser zusammen und fügt hinten ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis an. Er vermutet zu Recht, dass Balthasar Arend für die jüngeren Ereignisse wohl auch die Verordnungen, Erlasse und Geschehnisse zur Verfügung standen, die dieser als Pastor von der Kanzel herab bekannt zu geben hatte. Auch eigene Nachforschungen und mündliche Quellen hatte Arend verarbeitet. Gleichzeitig verweist Murra-Regner auch auf den erzieherischen Effekt, den der Theologe Arend als Kind seiner Zeit

sicherlich im Sinn hatte, wenn er mit der Nennung von Himmelserscheinungen, Seuchen und Naturkatastrophen auf das Strafgericht Gottes verweist.

In Arends Syntax und Orthografie liest sich auch ein ungeübter Leser mit der Zeit ein. Lässt man sich auf die Nachrichtenfolge ein, dann gewinnt man spannende Erkenntnisse jenseits der bekannten Geschichtsdaten. Ab dem 11. Jahrhundert mehren sich beispielsweise die Nachrichten über Sturmfluten mit Überschwemmungen und großen Verlusten an Mensch und Vieh, die auf den fortschreitenden Deichbau und die zunehmende Besiedlung der Küstenregion hinweisen. Die Ereignisse geraten mit verbesserter Quellenlage immer ausführlicher, auffällig in den Aufzeichnungen seit dem 15. Jahrhundert. Die wechselhaften politischen Bündnisse und Auseinandersetzungen der Harlinger Häuptlingsfamilien untereinander oder mit Handelsstädten wie Groningen und Bremen bekommen ein besonderes Gewicht. Interessant ist eine Nachricht aus dem Jahr 1449, als Harlinger und Norder gemeinsam mit großem Aufwand einen Deich durch das Accumer Tief errichteten, der aber wegen späterer Uneinigkeit wieder zerstört wurde. Das 17. Jahrhundert wird schließlich am ausführlichsten beschrieben. Über das Jahr 1683 liegen beispielsweise 58 unterschiedliche Nachrichten vor, darunter Schiffsunglücke vor der Insel Langeoog im Sturm von Kauffahrern mit wertvoller Ladung, Torfschiffen und Kriegsschiffen mit hohen Verlusten an Mensch und Material.

Auch wenn es sich bei der Herausgabe des Kalenders von Balthasar Arend um eine reine Transkriptionsarbeit handelt ohne weitergehende Information und Interpretation, so dient er doch dem heutigen Leser in der ursprünglichen Version als umfassende und differenzierte Quelle von historischen Einzelereignissen, die in Überblickswerken so nicht aufgenommen werden können. Mit Hilfe des wortwörtlich übernommenen Registers von Arend kann sich der Leser auf die gezielte Suche von Themen, Orten und Personen machen. Eine bessere Kennzeichnung der Jahreszahlen durch stärkere Hervorhebung oder durchgängige Wiedergabe am Seitenrand hätte eine Auffindung dieser allerdings erleichtert. Der Forschung obliegt es nun, die Einzelereignisse auszuwerten und in ihren Zusammenhang zu stellen. Balthasar Arend nahm die mögliche Kritik an seinem Werk bereits vorweg und beweist damit ein starkes Selbstbewusstsein gegenüber seiner eigenen Leistung (S. 1, S. IIr im Manuskript):

„Einer achts / Der Ander betrachts / Der Dritte verlachts / Was machts!“

Carolinensiel

Heike Ritter-Eden

Norder Namen. Bekannte und weniger bekannte Persönlichkeiten in Kurzbiografien, hrsg. vom Arbeitskreis Geschichte [Gerhard Canzler, Heiko Campen, Johann Haddinga, Elfriede Lottmann, Marion Roehmer, Angelika Ruge, Adolf Sanders, Gretje Schreiber, Theda Stegmann] (Bibliothek Ostfriesland, 25), Norden 2017, 189 S., 19,80 Euro, ISBN 978-3-944841-41-0.

Die „Bibliothek Ostfriesland“ aus dem Verlag Soltau setzt mit dem vorliegenden Band seine Reihe nun bereits mit dem 25. Band fort. Wer sich für die Geschichte Nordens interessiert, wird in diesem optisch sehr ansprechenden Band viele Personen finden, die sich um die Entwicklung der Stadt Norden und seines Umlandes verdient gemacht haben.

Der Arbeitskreis Geschichte unter dem Vorsitz von Hans Forster konstituierte sich anlässlich der 750-Jahr-Feier der Stadt Norden und besteht aus ausgewiesenen „Insidern“ der Stadt Norden, die ihre gewonnenen Arbeitsergebnisse nun einem breiten Publikum vorstellen wollen. Die jeweilige Aufnahme der Personen in den vorliegenden Band wurde im Arbeitskreis intensiv diskutiert und ein zeitlicher Schnitt gesetzt: Es wurden „nur Personen aufgenommen, die bereits seit mehreren Jahren verstorben sind und deren historische Wirkung bereits bemerkbar ist“ (S. 6).

Die Personen werden nach ihren verschiedenen gesellschaftlichen Verdiensten geordnet, u.a. Maler wie Ludwig und Georg Kittel (S.56/57), Bürgermeister wie Albert Schöneberg (S. 108/109) oder Unternehmer wie der Großkaufmann Sicco Doden Cremer (S. 166/167).

Einige der vorgestellten Personen kennt man aus ausführlicheren Beiträgen des (mittlerweile auf 4 Bücherbände sowie eine digitale Erweiterung angewachsenen) „Biographischen Lexikons für Ostfriesland“. Sie wurden hier extra mit aufgenommen, um ihre spezielle Bedeutung für Norden herauszustreichen.

Am wichtigsten erscheinen aber gewiss die Personen, die bislang im Lexikon noch keine Erwähnung gefunden haben. In dem hier vorgestellten Band sind dankenswerterweise viele Personen gerade der jüngeren Geschichte dabei, denen sich das erste Mal biografisch genähert wurde (so wie der Autorin Ingeborg Kruse [S. 50/51], dem Wasserbauingenieur Karl Wenholt [S. 132/133] oder dem Gründer der Norder Eisengießerei Julius Christoph Meyer [S. 174/175]). Gerade diese Kurzbiografien werden sicher zu weiterer Forschung anregen.

Ergänzt wird der Band am Ende durch eine bis in die neueste Zeit gehende Zeittafel mit für Norden wichtigen Ereignissen.

Aurich

Ingrid Hennings

Gerd Rokahr, Esens. Ein Lesebuch. Geschichten und Geschichtliches, Personen und Persönlichkeiten aus einer kleinen Stadt, hrsg. von der Stadt Esens, Esens 2017, 250 S., III., 24,90 Euro, ISBN 978-3-87542-095-1.

Den ehemaligen Pädagogen und Künstler Gerd Rokahr kann man mittlerweile mit einem gewissen Recht auch als „Stadtschreiber“ von Esens bezeichnen. Auch wenn er sich selbst als „Autodidakt“ bezeichnet, ist er doch seit Jahrzehnten als der herausragende Geschichtsschreiber seiner Heimatstadt zu betrachten. Neben seinem wichtigen Werk über die Juden der Stadt Esens (1987) hat er zuerst 1991 und dann 2010 je eine Chronik der Stadt Esens als Monographien vorgelegt. Darüber hinaus zeigen seine vielen publizierten Aufsätze und Artikel seine vielfältigen regionalhistorischen Interessen.

Bei dem hier anzuzeigenden Buch verweist der Autor durch den Titel bewusst darauf, dass es sich dabei um eine Kompilation handelt. Tatsächlich werden in der Regel keine neuen Texte veröffentlicht, sondern etliche seiner vielen Aufsätze aus der Zeit zwischen 1980 und 2017 werden in einem Buch zusammengefasst. Er hat sich dabei auf Texte konzentriert, die seinerzeit neue Forschungsergebnisse präsentierten und damit die Esenser Geschichtsschreibung voranbrachten. Das Buch ist in 16 Kapitel und 48 Abschnitte unterteilt. Die chronologisch angeordneten

Kapitel werden jeweils kurz durch einen geschichtlichen Überblick oder erläutern- den Kommentar eingeleitet.

Der Themenkanon ist breit gefächert: Es geht um die Anfänge der Siedlung „Eselingis“, um Hauptlingszeit und Reformation oder um die Zeit der Rietberger bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Die Geschichte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts wird vor allem in Biographien erzählt: so z.B. zum Reformator Johannes Visbeck, dem Astrologen Hermann de Werve, zu Bürgermeister Eduard Wedekind oder dem Chronisten Johann Anton Andree. Die Zeit des Nationalsozialismus, der Zweite Weltkrieg, Verfolgung und Kriegsoffer und schließlich Judaica bilden Schwerpunkte der zweiten Hälfte des Buchs. Es fehlen – und darauf weist Gerd Rokahr selbst ausdrücklich hin – umfassendere Beiträge z. B. zur Ur- und Frühgeschichte, zu Wirtschaftsgeschichte, Schulgeschichte oder etwa Kirchengeschichte. Aber seine Intention bestand eher in der Neuaufbereitung von Puzzleteilen zur Stadtgeschichte aus seiner Feder.

Dennoch erweckt der Text trotz aller inhaltlichen Leerstellen durchaus den Eindruck, eine kompakte Darstellung zur Geschichte der Stadt Esens zu sein. Die einzelnen Beiträge werden für den Leser zum besseren Verständnis neu in den Rahmen der Geschehnisse eingeordnet. Um Wiederholungen und Überschneidungen zu vermeiden, wurden einige Texte überarbeitet. Je nach Bedarf wurden einige auch teilweise zusammengefasst, gekürzt oder erweitert und neu eingeleitet.

Neben den Kapiteleinleitungen sind auch etliche Texte für dieses Buch ganz neu entstanden, etwa über David Fabricius und Hermann de Werve, über das Stadtbild, Wirtschaft und Verkehr, Schule, Kirche und Vereinsleben in den 1930er Jahren, die Juden und die Synagoge in Esens oder die Bilanz des Zweiten Weltkriegs.

Im „Anhang“ des Buches wird jeweils der Erstabdruck der Beiträge nachgewiesen. Die Fußnoten werden, wo sie vorhanden sind, in den „Anmerkungen“ wiedergegeben. Dort, wo ursprünglich keine Quellennachweise vorhanden waren, wurden nachträglich Sammelnachweise aufgearbeitet.

Gerd Rokahr betont in seinem Vorwort, dass die eigentliche Stadtchronik von Esens noch geschrieben werden müsse, aber mit diesem Buch hat er dazu bereits einen äußerst wichtigen und lesenswerten Beitrag geliefert.

Leer

Paul Wesels

Gretje Schreiber, Der Norder Hafen. Geschichte, Schifffahrt und Handel (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 86), Aurich 2017, 414 S., Ill., 24,90 Euro, ISBN: 978-3-940601-39-1.

Das Norder Hafengebiet ist wie kein anderer Bereich der Stadt im Wandel begriffen: Seit 2012 prägt das Einkaufszentrum „Norder Tor“ den Sudeingang der Stadt. Mit der Eröffnung des Hafenkreisels wurde im Folgejahr auch die Verkehrsführung vor Ort grundlegend geändert. 2017 wurden die seit Jahren verfallenden Gebäude des ehemaligen Raiffeisen-Geländes gegenüber dem Alten Zollhaus abgerissen. An ihrer statt sind bis zu zehn moderne Baukörper geplant. Auch zwischen Brückstraße und Galgentief ist der Neubau von fünf Hauskomplexen in Vorbereitung.

Mit all diesem Wandel geht auch eine Rückbesinnung auf die Historie dieses Gebietes einher: So wurde der neu errichtete Platz zwischen dem Norder Tief und dem Einkaufszentrum 2012 nach Popke Fegter benannt, der unter anderem als Obersielrichter maßgeblich den Bau des Leybuchtziels betrieb. 2013 wurde das alte Norder Sielhaupt wieder am Hafen aufgestellt und seit Mai 2018 stellt ein Relief aus Bronze auf dem Popke-Fegter-Platz die Situation des „Alten Norder Hafens“ um 1880 dar.

Treffenderweise fällt Gretje Schreibers Buch damit in eine Zeit, in der sowohl ein ohnehin gesteigertes Interesse an der Norder Hafengeschichte festzustellen ist, als sich auch das Hafengebiet selbst gegenwärtig erneut als Ort besonderer Dynamik und Bedeutung für die Stadt zeigt. Fast bis in diese bewegte Gegenwart führt die vorliegende Publikation. Sie umfasst die Norder Hafen-, Handels- und auch Wirtschaftsgeschichte mit all ihren Brüchen und Kontinuitäten, Höhen und Tiefen von den Anfängen der Stadt bis in die 1960er Jahre hinein. Gegliedert ist der 86. Band der Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands in fünf Grokapitel in chronologischer Abfolge. Redaktionell begleitet wurde er von Nina Hennig, der Leiterin der Museumsfachstelle und der Volkskunde bei der Ostfriesischen Landschaft.

Der erste und kürzeste dieser Hauptteile führt in die mittelalterliche Stadt- und Handelsgeschichte ein. Die Absatzgebiete der bis ins 15. Jahrhundert überwiegend auf Viehzucht ausgerichteten Wirtschaft, zu deren Handelsgutern etwa auch Butter, Torfsalz, Muschelschalen und Wollstoffe zählten, reichten im Süden bis nach Westfalen sowie über den küstennahen Seehandel im Westen bis Amsterdam und im Osten bis Hamburg. Das wichtigste Importgut stellte schon damals Holz dar, was angesichts des für den Wasserbau hohen Bedarfs und der unzureichenden Vorkommen in der Region auch über Jahrhunderte so bleiben sollte. Den Warenaustausch zwischen Hafen und Hinterland sicherte binnenseitig das vorgegebene Verkehrsnetz der Gräben und Tiefs.

Ein besonderer Schwerpunkt des zweiten Kapitels, das dem „goldenen“ 16. Jahrhundert Nordens gewidmet ist, liegt auf den Veränderungen der Landgrenzen, welche sich in dieser Zeit an der ganzen ostfriesischen Küste aus der zu beobachtenden Verlandung der Meeresbuchten ergeben, und deren Folgen. Da die erheblichen Zugewinne fruchtbaren Landes durch Eindeichung und die Lösung der Entwasserungsfrage stets Hand in Hand gingen, rücken nun die Sielbauten in den Fokus. Beginnend mit den ersten beiden Norder Sielen folgen detaillierte Ausführungen zur Bauhistorie und Hydrographie der drei Alt- und Gastmarscher Siele sowie des Addingaster Siels.

Für die Darstellung der Handelswege und Importwaren der Norder Schiffer, die mittlerweile auch die hohe See befuhren, nutzt Schreiber erstmals die Sundzolllisten als Quelle – ein Register, in dem für alle nicht-dänischen Schiffe, die seit 1426 den Öresund durchfuhren, unter anderem der Schiffsname, der Abfahrt- und Zielhafen sowie die Art und Menge der geladenen Waren verzeichnet sind. Bei der Betrachtung des Norder Seehandels nimmt Schreiber stets auch die überregionalen Entwicklungen in den Blick und legt etwa die marktrelevanten Auswirkungen des Dritten Geldrischen Erbfolgekriegs oder des Achtzigjahrigen Krieges auf die Region dar. Die unmittelbaren Wechselwirkungen zwischen der ostfriesischen Handelsgeschichte und insbesondere der niederländischen Politikgeschichte ziehen sich wie ein roter Faden durch die Publikation und beziehen so

in die vorwiegend wirtschaftsgeschichtliche Arbeit immer wieder auch politische, religiöse und kulturelle Aspekte ein. Das Kapitel schließt mit Ausführungen zu einigen der wichtigsten Wirtschaftszweige der Zeit, wie der Torfsalzgewinnung, den ersten Norder Mühlen und der Fischerei im Raum Norden, deren Entwicklungen Schreiber auch im Weiteren verfolgt.

Für den Norder Hafen wird ab dem dritten Großkapitel, das bis zum Ende der Fürstenzeit reicht, dessen Verschlickung zum bestimmenden Hindernis einer weiteren Entfaltung. Auch der Bau des III. und IV. Norder Siels führten zu keiner dauerhaften Verbesserung dieser Situation. Besonders anschaulich wird das damalige Hafeneben bei der Darstellung der Amtsdiener im Norder Hafengebiet. War im vorangegangenen Abschnitt bereits auf die Einsetzung, Aufgaben und Bezahlung des Kajemeisters und der Sielfuhrleute eingegangen worden, folgen nun die Sielrichter und -wärter, die Messer, Bakenstecher, Makler, Zöllner und schließlich die Waagemeister.

Die Preußenzeit, der sich der folgende Abschnitt widmet, war trotz verheerender Viehseuchen von den 1740er bis 1770er Jahren und den Belastungen und Handelseinschränkungen während des Siebenjährigen Krieges für Norden im Großen und Ganzen eine Periode wirtschaftlichen Aufschwungs. Mehrfach profitierte die Region dabei wiederum von den Entwicklungen auf internationaler Ebene: Sowohl der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg (1776-1783) als auch der vierte Englisch-Niederländische Krieg (1780-1784) brachte eine ungeahnte Belebung des Seehandels und der Schifffahrt für Norden mit sich. Auch die Französische Revolution zeitigte für die Region wirtschaftlich positive Folgen, was sich für Norden etwa an den 111 niederländischen Schiffen ablesen lässt, die sich infolge des Einmarschs französischer Truppen in den Niederlanden 1795 in der Stadt niederließen.

Zu den Reformen unter preußischer Herrschaft zählte auch das Ersetzen der alten Holzsiele durch massive Steinbauten. Diese waren nicht nur von erheblich längerer Lebensdauer, sondern konnten auch im Querschnitt deutlich größer angelegt werden. Für Norden brachte dieser technische und potentiell auch wirtschaftliche Fortschritt allerdings nicht nur einen Gewinn. Denn die Lage des neuen Siel V bedingte auch eine sich als ungünstig erweisende Verlegung des Wasserlaufs des Norder Tiefs, durch die sich der Schlamm in der Folge noch schneller sammelte. Anschaulich wird das Treiben am Hafen bei der Darstellung einiger Hafeneinrichtungen wie den Winden zum Be- und Entladen, der Anlage von Pflasterungen zwecks leichter Zufahrt, bei den Duckdalben zum Festmachen der Schiffe, dem Hafengasthof oder der Beschreibung der Schiffshelling. Für die Hafen- und Handelsgeschichte besonders aufschlussreich sind neben der ausführlichen Auflistung der ein- und ausgeführten Waren auch Schreibers Ausführungen zur Beurtschifffahrt, also der Einrichtung regelmäßiger Schiffsverkehre zunächst zwischen Norden und Groningen, später auch nach Leer, Emden, Hamburg, Bremen und Amsterdam im 18. Jahrhundert. Von den Wirtschaftszweigen der Zeit geht Schreiber nun vor allem auf die Ziegeleien, die Mühlen und die Norder Fehngesellschaft ein, die im folgenden Abschnitt nochmals ausführlich betrachtet wird.

Das Schlusskapitel reicht von der französischen und holländischen Fremdherrschaft bis zur Einstellung des Norder Hafens. Der Verschlickung des Fahrwassers und des Hafens entgegenzuwirken, um dessen Zugänglichkeit zu

gewährleisten, wurde immer aufwändiger und damit zunehmend unwirtschaftlicher. Auch die Begradigung des Fahrwassers zwischen dem Norder Siel und dem Leysander Siel konnte dem nur bedingt entgegenwirken. Sprechender Beleg hierfür ist, dass die Ein- und Ausfahrt nach Norden trotzdem kaum mehr ohne Lotsen möglich war. Die Entwicklung hin zu immer größeren Handelsschiffen verschärfte die Problematik noch. Nach Fertigstellung des Leybuchtisels 1929 blieb Norden zwar weiterhin für Seeschiffe erreichbar, allerdings war die Ein- und Ausfahrt nun nur noch bei gleichem Pegelstand binnen wie außen möglich. Die Inbetriebnahme des Schöpfwerks und die damit einhergehende Absenkung des Wasserspiegels bedeutete Anfang der 1960er Jahre dann das endgültige Aus für die Handelsschifffahrt in Norden.

Durch die 1844/45 fertiggestellte Straßenanbindung Nordens über Georgsheil nach Aurich und Emden und die 1890 vollzogene Anbindung an das Schienennetz war die Abhängigkeit des überregionalen Warenaustauschs vom Hafen bereits geringer geworden. Zeitgleich mit dem Ankommen der Eisenbahn in Norden, dem Sinnbild der Industrialisierung, setzte der Niedergang der traditionellen Mühlen ein, die das Wirtschaftsleben der Stadt so lange prägten. Die neuen Industriebetriebe, die sich im 19. Jahrhundert in Norden angesiedelt hatten, wie Druckerei, Branntweinbrennerei, Eisenhütte, Maschinen- oder Tabakfabrik, für die das Vorhandensein eines Hafens zu Beginn noch eine wichtige Voraussetzung dargestellt hatte, waren für ihre weitere Entwicklung auf den Hafen zum Zeitpunkt seiner Außerbetriebnahme nicht mehr angewiesen.

Das Buch schließt mit einem umfangreichen Quellenteil, in dem zahlreiche Fundstellen, insbesondere zu den ein- und ausgeführten Waren sowie zu den Verordnungen und Regelungen des Hafenbetriebs und der dort Beschäftigten vollständig wiedergegeben werden. Besonders hervorgehoben sei auch das dem Lektüreverständnis sehr dienliche Glossar.

Die Geschichte des Norder Hafens lag von einigen wenigen Schlaglichtern abgesehen, zu deren meist beachteten ein Beitrag von Schreiber selbst zur Geschichte der Norder Häfen in der frühen Neuzeit im EJB 2012 zählt, bisher noch über weite Strecken im Dunkeln. Mit der vorliegenden Publikation wurde diese Forschungslücke nicht nur geschlossen. Vielmehr zählt die Handels- und Hafengeschichte nun zu einem der am gründlichsten erschlossenen historischen Themenfelder der Norder Stadtgeschichte. Dies liegt in erster Linie darin begründet, dass sich Schreiber stets auf dem festen Grund jahrzehntelangen Quellenstudiums bewegt. Die Vertrautheit der Autorin mit dem Sujet gerät für den Leser zwischenzeitlich allerdings zu einer hermeneutischen Herausforderung, denn wer die vielen, teils historischen Straßen, Landmarken und Gebäude, die als bekannt vorausgesetzt werden, geographisch nicht ebenso sicher zuzuordnen weiß wie sie, mag beim Lesen manches Mal die Orientierung verlieren. Man wünschte sich hier zuweilen, dass über die zahl- und hilfreichen etymologischen Erklärungen in den Fußnoten hinaus auch geographische Hilfestellungen gegeben worden wären. Als besonders gelungen und gerade in diesem Kontext gewinnbringend ist die Illustration der Publikation mit zahlreichen Gemälden, Fotografien, Grafiken und insbesondere Plänen sowie Karten hervorzuheben.

Wer immer sich für die Geschichte der Stadt Norden im Allgemeinen und ihre Wirtschaftsgeschichte im Besonderen interessiert, wird an diesem Buch nicht vorbeikommen. Das Quellenstudium, das der Arbeit zugrunde liegt, setzt Maßstäbe.

Man kann der Publikation nur wünschen, dass die gegenwärtige Dynamik rund um den Norder Hafen dazu beiträgt, dass sie eine möglichst breite Leserschaft findet.

Norden

Matthias Stenger

Gretje Schreiber, Nordens Traditionsellschaften. Leegemoor, Altenbürgerlande, Westermarscher Buttergarferei und die Theelacht, Norden 2017, 231 S., Ill., 19,80 Euro, ISBN 978-3-944841-40-3.

Seit etlichen Jahrhunderten bilden die in der ostfriesischen Küstenstadt Norden bestehenden Traditionsellschaften Theelacht, Altenbürgerlande und Leegemoor in der Reihenfolge ihres bislang bekannten Alters eine lebendige Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart – eine weit und breit einmalige Situation. An den vor allem von Humor, Kurzweil und Plattdeutsch geprägten Zusammenkünften dürfen nach uralten Gepflogenheiten ausschließlich Anteilseigner und geladene Gäste männlichen Geschlechts teilnehmen. Eine vierte Gesellschaft, die 1240 erstmals erwähnte Westermarscher Buttergarferei, hat sich dagegen im 19. Jahrhundert aufgelöst und ist seitdem in der Öffentlichkeit völlig in Vergessenheit geraten.

Zur Geschichte und Organisationsstruktur der ursprünglichen Weide- und heutigen Kapitalgesellschaften Leegemoor und Altenbürgerlande liegen seit einigen Jahrzehnten lediglich verstreut veröffentlichte Einzelbeiträge vor, darunter zwei schmale Festschriften, die 1927 und 2007 zu „runden“ Leegemoor-Jubiläen herausgekommen sind. Im Vergleich dazu verfügt die Theelacht, der älteste bäuerliche Geschlechter- und Familienverband auf genossenschaftlicher Basis in Europa, immerhin über ein 1986 erschienenes Buch, in dem sich ihr damaliger Syndikus Rudolf Folkerts mit der Entwicklung und Chronik dieser Gemeinschaft befasst, sowie über eine Dissertation, die Werner Gaile ebenfalls in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre erarbeitete.

Doch zu einer umfassenden, vor allem wissenschaftlich fundierten Gesamtdarstellung der vier historisch gewachsenen Institutionen auf der Basis verlässlicher Quellen kam es nicht. Nun aber liegt sie vor und füllt eine Lücke in der Landeskunde Ostfrieslands. Die in Norden lebende Regionalhistorikerin Gretje Schreiber hat sich dieser zweifellos zeitraubenden Aufgabe angenommen und präsentiert auf 231 Buchseiten das Ergebnis ihrer intensiven Forschungen und akribischen Recherchen. Dabei ist die Autorin nicht nur in den schriftlichen Überlieferungen der Traditionsellschaften, sondern vor allem in den Aktenbeständen des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Aurich – fündig geworden, wo viel bislang unbeachtetes und nicht gesichtetes Quellenmaterial zum Thema lagert. Als ergiebig und wichtig erwiesen sich zudem die bei Streitfällen entstandenen Prozessakten aus dem Amtsgericht in Norden, dem Ostfriesischen Hofgericht in Aurich und dem Reichskammergericht. Auf dieser Grundlage hat Gretje Schreiber die Geschichte jeder einzelnen Gesellschaft neu bewerten und über weite Strecken auch neu dokumentieren können, bis aus vielen Mosaiksteinen die längst fällige Gesamtdarstellung entstanden ist. Es ist ihr gelungen, bisherige Tatsachenbehauptungen kritisch zu hinterfragen, Fehlinterpretationen zu korrigieren und in der Forschung bislang Versäumtes nachzuholen.

So kann jeder historisch Interessierte jetzt nachvollziehen, wo und wie ein kleiner Kreis von vermögenden, genossenschaftlich organisierten Bauern und Bürgern einst gemeinsam unterschiedlich große Flächen südlich des Norder Stadtgebietes als Gemein- und Bürgerweiden landwirtschaftlich nutzte und daraus die nach strengen Verordnungen, Regeln und Ritualen organisierten Gesellschaften Leegemoor und Altenbürgerlandes entwickelten. Eine Bürgerweide der späteren Altenbürgerlande wird erstmals 1542 im Rechnungsbuch der ostfriesischen Gräfin Anna erwähnt. Die Gemeinweide Leegemoor tritt urkundlich zum ersten Mal 1562 im Zusammenhang mit der ältesten Ordonnanz (Ordnung, Verordnung) in Erscheinung – zu einer Zeit, als nach den schweren spätmittelalterlichen Sturmfluten die Verlandung der Meeresbuchten an der ostfriesischen Küste einsetzte.

Die vermutlich schon 1100 Jahre alte Theelacht, die ihren Sitz „unner dat olle Rathuus“ am Norder Marktplatz hat, ist laut Schreiber eine Gründung alter Edlingsgeschlechter im nordwestlichen Küstengebiet. Der immer wieder zitierte Zusammenhang mit einer Normannenschlacht bei Norden im neunten Jahrhundert nach Christus ist dagegen nicht bewiesen und demnach eine Legende. Die Ländereien in der ehemaligen Hilgenrieder und Nesser Bucht bestehen aus acht von vier Theelachtern verwalteten Theelen, die sich in Erb- und Kaufteile aufgliedern (plattdeutsch: „Arv- un Koopburen“).

Der Name der Westermarscher Buttergarferei wird vom sogenannten Butterzehnt abgeleitet, den die Landesherrschaft von abgabepflichtigen Herdbesitzern einforderte. Aus der Westermarsch mussten jährlich sechs Tonnen Butter in die Burg Berum bei Hage geliefert werden. Ein bestellter „Buttergarfer“ (Sammler) führte die Bücher der Interessenten und richtete für die Teilnehmer der alljährlichen Abrechnungsversammlung am Himmelfahrtstag ein Festmahl aus.

Ein hervorragendes Merkmal aller vier Gesellschaften ist laut Schreiber „die Betonung der Geschlossenheit und der traditionsbestimmten Organisationsstruktur“. Im Verlauf der Jahrhunderte habe sich lediglich die Art der gemeinschaftlichen Nutzung geändert, nicht jedoch „jenes rege Gemeingefühl, das die Interessenten von jeher verbunden“ hat. Die Anteile der Interessenten befinden sich größtenteils über Jahrhunderte im Familienbesitz. Nach und nach hat die Stadt Norden in jüngster Zeit sowohl von der Leegemoorgesellschaft als auch von den Altenbürgerlanden immer mehr Flächen in Erbpacht genommen, um im heutigen südlichen Stadtgebiet Gewerbe und Industrie anzusiedeln. Die Umorientierung der Institutionen führte zu einer enormen Wertsteigerung der Anteile. In der Theelacht prägen dagegen heute ideelle und symbolische Werte diese einmalige Einrichtung.

Die Autorin hat ihre Dokumentation sowohl im Textteil als auch in einem umfangreichen Anhang mit zahlreichen Listen ergänzt, die neben vielen Namen auch aufschlussreiche Angaben zur Organisation der vier Gesellschaften enthalten. Hinzu kommen Quellen- und Literaturhinweise sowie ein Glossar. Irreführend ist allerdings, dass aufgrund eines vermutlich technischen Versehens die Seitenköpfe des gesamten Anhangs durchgehend den Titel „Die Theelacht zu Norden“ tragen.

Norden

Johann Haddinga

2. Zur Geschichte der Nachbargebiete

Manuela Bauche, Medizin und Herrschaft. Malariabekämpfung in Kamerun, Ostafrika und Ostfriesland (1890–1919) (Reihe Globalgeschichte, Bd. 26), Frankfurt / New York 2017, zugl. Univ.-Diss., 390 S., 10 Ill., 45 Euro, ISBN 978-3-593-50696-8.

In der historischen Forschung sind mittlerweile vergleichende Studien en vogue, so dass selbst eine Untersuchung Ostfrieslands bei der Malariabekämpfung im Gegensatz zu Kamerun und Deutsch-Ostafrika als möglich erscheint, auch wenn die Wahl der Untersuchungsgegenstände zunächst einmal Verwunderung auslöst. Dies umso mehr, wenn der Klattentext des Buches verspricht, die Dissertation Manuela Bauches würde aufzeigen, „dass das medizinische Vorgehen sowohl in den Kolonien als auch in Deutschland mit dem Ausbau staatlicher Herrschaft, mit Rassismus und Trennung entlang von Klasse verbunden war“.

In der Einleitung hebt die Autorin das Ziel hervor, die Veränderungen von Herrschaftsstrukturen in den Kolonien und in Ostfriesland anhand der Bekämpfung von Krankheiten zu erklären. Doch – die Frage stellt sich unwillkürlich – ist es tatsächlich sinnvoll, Ostfriesland an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit den deutschen Kolonien in Afrika zu vergleichen? Hinzu kommt, dass Manuela Bauche aus den Malariabekämpfungsprogrammen in Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Ostfriesland Konzepte zu Kolonialismus und Metropole abzuleiten erhofft. Mit dem Begriff der „Metropole“ sind jedoch keineswegs Orte mit weltstädtischem Charakter gemeint, sondern Bauche verwendet den Begriff in seiner zeitgenössischen Bedeutung – nämlich als Bezeichnung für das Mutterland einer Kolonie –, worüber der Leser jedoch lange im Unklaren bleibt.

Das zu besprechende Buch besteht aus sechs Teilen. Auf die umfangreiche Einleitung folgt die Beschäftigung mit der Malaria im Allgemeinen, in den afrikanischen Kolonien Kamerun und Deutsch-Ostafrika sowie in Ostfriesland. Hierauf schließt sich eine Betrachtung des Themas Bewegung bzw. Reisen – die Fahrt von Berlin nach Wilhelmshaven bzw. Emden wird mit einer Expedition nach West- und Ostafrika verglichen – an, gefolgt von einem Blick auf die Neuordnung der Verwaltungsverhältnisse in den beiden Kolonien und in Ostfriesland. Der vierte Teil behandelt die Modernität Emdens mitsamt des neugegründeten Arbeiterwohngebiets Transvaal sowie des von 1885 bis 1901 bestehenden Verwaltungssitzes Douala (= Kamerunstadt). Abschließend zieht die Autorin ein Fazit aus ihren Untersuchungen.

Dass Teile Ostfrieslands bis zur Mitte der 20. Jahrhunderts von Malaria heimgesucht wurden, ist keine neue Erkenntnis. Die „ostfriesische Art“ der Malaria besitzt mit der am häufigsten in den Tropen auftretenden Malaria jedoch nur wenige Gemeinsamkeiten, denn der Begriff „Malaria“ steht eigentlich für drei verschiedene Infektionskrankheiten. In der gemäßigten Klimazone, in der sich Ostfriesland befindet, kommt die Malaria tertiana, das Dreitagefieber, durchaus vor: Der durch den Stich einer weiblichen Anopheles (Malaria-Mücke) mit dem Plasmodium vivax bzw. Plasmodium ovale Infizierte bekommt nach zwölf bis 18 Tagen für einen Tag hohes Fieber, ist dann zwei Tage lang fieberfrei, um erneut eintägiges Fieber zu bekommen. Die Malaria quartana, die durch das Plasmodium malariae

hervorgerufen wird, bricht nach 18 bis 40 Tagen aus und ist durch gleichartige Fieberschübe gekennzeichnet, die alle 72 Stunden ausbrechen. Die häufig in Afrika auftretende Malaria tropica, deren Erreger das Plasmodium falciparum mit einer Inkubationszeit von einer Woche ist, hingegen unterscheidet sich deutlich von den beiden oben genannten Malariaarten: Die roten Blutkörperchen werden von dem Erreger befallen, heften sich an die Kapillargefäße der lebenswichtigen Organe wie Hirn, Herz, Lunge, Leber oder Darm und verstopfen sie, so dass es schnell zu einem Organversagen kommt, das den Tod des Erkrankten herbeiführt. Noch heute, so warnen das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin und ein privates Tropeninstitut auf ihren Internetseiten, besteht in Kamerun und in Tansania ein hohes Risiko, sich mit der Malaria tropica anzustecken. Bauche erwähnt auf Seite 58 erstmals, dass es verschiedene Malaria-Arten gibt, ohne näher auf ihre Krankheitsbilder einzugehen. Allerdings lassen sich alle drei Arten der Malaria sehr effektiv mit der Einnahme von Chinin bekämpfen, das – seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden und in Deutschland als Heilmittel bekannt – in ostfriesischen Apotheken frei erhältlich, allerdings nicht gerade kostengünstig war. Es wird auch stets von ganz Ostfriesland als von der Malaria betroffene Region gesprochen, obwohl die Krankheit hauptsächlich in den Städten Wilhelmshaven und Emden, die ob der ihnen installierten Malariauntersuchungsstationen auch exemplarisch herausgegriffen werden, bzw. in den wasserreichen Marschgebieten epidemisch auftrat, während in den Geestgebieten nur selten Menschen infiziert wurden.

Dass Ostfriesland zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den Fokus der Bakteriologen um Robert Koch und somit in Bauches Betrachtung der verschiedenen Programme zur Bekämpfung von Malaria geriet, lag daran, dass Koch, der Ende des 19. Jahrhunderts schon weltweit in den deutschen Kolonien unterwegs gewesen war, auch in Deutschland Orte suchte, an denen er sich mit der Erforschung und sicherlich auch der Bekämpfung dieser Krankheiten beschäftigen konnte. Nachdem er zunächst nicht fündig wurde, da keine Malariafälle registriert wurden – die Krankheit war im Leben der von ihr bedrohten Menschen einfach zu präsent –, bot sich Wilhelmshaven an, weil die hier stationierten Militärärzte einen Hinweis auf die endemische Verbreitung des Dreitagefiebers gaben.

Obwohl Bauche durchaus beachtenswerte Rechercheergebnisse bezüglich der Malariabekämpfung in Emden-Transvaal und Wilhelmshaven zu Tage fördert, sind diese jedoch häufig unverständlich in den Kontext einer Fragestellung gebettet, die sich dem Leser nur schwerlich erschließt. Dass sich das neuerschlossene Arbeiterwohngebiet Transvaal anderthalb Kilometer von der Altstadt Emdens befindet, wird von Bauche als Segregation (Abtrennung) einer Bevölkerungsschicht erkannt, die vergleichbar wäre mit der Unterscheidung von indigenen und zugewanderten Einwohnern in den Kolonien. Da aber in der auf feuchtem Poldergebiet errichteten Siedlung Transvaal in den ersten 20 Jahren des 20. Jahrhunderts nur 96 Häuser gebaut wurden, kann nicht davon gesprochen werden, dass die Emdener Arbeiterschaft ausschließlich in einem von Anopheles verseuchten Ghetto untergebracht worden war. Alleine bei den Nordseewerken, einer Werft im Emdener Hafen, arbeiteten 1919 etwa tausend Menschen, die in den unterschiedlichsten Wohngebieten lebten, allerdings zumeist eben nicht auf Emders Stadtgebiet, sondern in den damals noch umliegenden Dörfern, die damit nicht der städtischen Verwaltung unterlagen und erst später eingemeindet wurden. Dass Transvaal

zu dem Untersuchungsgebiet für die Verbreitung von Dreitagefieber erhoben wurde, mag eher damit zusammenhängen, dass hier die die Malaria übertragende Mückenart beste Brutgebiete vorfand und dass die Siedlung ziemlich im Vergleich zu der dichtbesiedelten Altstadt überschaubar war.

Emden

Aiko Schmidt

Albrecht Eckhardt, Von der sozialistischen Revolution zur praktischen Tagespolitik und Staatsverwaltung. Das Direktorium des Freistaats Oldenburg in seinen Protokollen 1918/19 (Oldenburger Forschungen – Neue Folge, Bd. 82), Oldenburg 2017, 157 S., Ill., 12,80 Euro, ISBN 978-3-7308-1406-2.

Nachdem Alexander Gallus noch 2010 postuliert hatte, die Revolution von 1918/19 habe „ein größeres Maß an öffentlicher Erinnerung und fachwissenschaftlicher Beschäftigung verdient“, scheint das 100jährige Jubiläum des Weltkriegsendes nunmehr den Blick der Historiker wieder verstärkt auf die „Novemberrevolution“ zu richten. Erste Veröffentlichungen lassen bereits die Bandbreite der Ansätze erahnen. Während etwa Mark Jones erstmals das Gewaltpotential und die zunehmende Brutalisierung der Revolutionsereignisse herausstellte, betrachtet Wolfgang Niess den Umsturz nicht mehr als „unvollendete“ (R. Rürup) oder „gebremste“ Revolution (H.A. Winkler), sondern als „wahre(n) Beginn unserer Demokratie“.

Auch regional gewinnt die „Novemberrevolution“ zunehmend an Aufmerksamkeit. So initiierte die Oldenburgische Landschaft rechtzeitig zum Jubiläum ein Netzwerk „1918/19 – Revolution im Nordwesten“ mit zahlreichen Ausstellungen und einer Tagung in Wilhelmshaven, während die Ostfriesische Landschaft in Kooperation mit dem Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Aurich – den Tag der ostfriesischen Geschichte 2018 dem Weltkriegsende und Revolutionsgeschehen widmen will. In diese regionale Erinnerungskultur fügt sich auch die anzuzeigende Veröffentlichung ein.

Albrecht Eckhardt, langjähriger Leiter des Oldenburger Staatsarchivs und damit bestens mit der dort verwahrten Überlieferung zur Revolution vertraut, legt eine Edition der Protokolle des Landesdirektoriums vor, das nach der Abdankung von Friedrich August Großherzog von Oldenburg die Regierungsgeschäfte für den neuausgerufenen Freistaat Oldenburg übernahm. Für Eckhardt stellen die Ergebnisprotokolle, die für sämtliche Sitzungen zwischen dem 13. November 1918 und dem 18. Juni 1919, vollständig erhalten sind, neben den Tageszeitungen eine Quelle ersten Ranges dar.

Allerdings begnügt sich der Autor nicht nur damit, die Protokolle im Wortlaut und versehen mit einem ausführlichem und hilfreichen Fußnotenapparat, wiederzugeben, sondern er stellt dem Quellentext eine historische Einleitung (S. 10-53) voran. Darin wird nicht nur die politische Entwicklung in Oldenburg ab November 1918 (einschließlich der wichtigsten Akteure) sowie die Tätigkeit des Direktoriums dargestellt, sondern Eckhardt übernimmt bereits eine erste historische Auswertung der Protokolle. So kommt er zu dem Resümee, dass sich „in den acht Monaten, in denen das Landesdirektorium existierte und die Regierungsgewalt für den Freistaat Oldenburg ausübte, der revolutionäre Schwung

verlangsamte und allmählich abebbte“ und die täglichen Verwaltungsgeschäfte – von der Eierordnung bis zum Pferdezüchtgesetz – stärker in den Vordergrund rückten (S. 49).

Aus ostfriesischer Sicht überraschend ist, dass die Ansätze zur Gründung einer „Republik Oldenburg-Ostfriesland“, die in den ostfriesischen Tageszeitungen heftig diskutiert wurde, bei Eckhardt nur am Rande Erwähnung finden. Auch zeigen die Protokolle auf, dass für das Landesdirektorium eine Ausweitung des Staatsgebietes Richtung Norden zunächst nicht auf der Tagesordnung stand. Vielmehr wurden bereits in der ersten Sitzung grundlegende Richtlinien beschlossen, die „Veränderungen des Gebietes des Freistaates Oldenburg“ nur nach „Ver einbarung zwischen der Nationalversammlung des Deutschen Reiches und dem Landtage“ vorsahen (S. 63).

Zusätzlich zu den Quellentexten bietet Eckhardt noch eine dreiseitige Übersicht über die Sitzungen, Protokolle und Teilnehmer des Direktoriums. Mit deren Hilfe lässt sich sehr rasch nachvollziehen, dass der Präsident des Direktoriums, Bernhardt Kuhnt, der gleichzeitig als Vorsitzender des 21er Rats in Wilhelmshaven fungierte, nur sporadisch – nämlich viermal – an den insgesamt 35 Sitzungen teilgenommen hat. Ein Stichwortverzeichnis zu den Direktoriumsprotokollen erleichtert wesentlich die Handhabung der Edition. Ebenso hilfreich sind das Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und ein Ortsregister, die den Band abschließen.

Obwohl Eckhardt keine grundlegend neuen Erkenntnisse für die Revolution von 1918/19 liefert, vielmehr die Einschätzung Kurt Hartongs bestätigt, dass die „ruhige und bedächtige Art der Oldenburger“ dazu beitrug, dass die Revolution in Oldenburg weitgehend friedlich und unblutig ablief, werden mit seiner Veröffentlichung erstmals die Protokolle des Landesdirektoriums als grundlegende Quelle gewürdigt. Damit bietet die Edition eine sehr gute Basis für weiterführende Forschungen, um die deutsche Revolution auch zukünftig vor der Gefahr des Vergessenwerdens zu bewahren.

Aurich

Michael Hermann

Bernd Faulenbach / Andrea Kaltofen (Hrsg.): Hölle im Moor. Die Emslandlager 1933-1945, hrsg. im Auftrag der Stiftung Gedenkstätte Esterwegen, Göttingen 2017, 374 S., Ill., 24,90 Euro, ISBN 978-3-8353-3137-2.

Im Jahr 2011 konnte die Stiftung Gedenkstätte Esterwegen auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers endlich eine dauerhafte, zentrale Gedenkstätte eröffnen, um die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus wach zu halten. Der vom Vorsitzenden des Stiftungsrates, dem Bochumer Zeithistoriker Prof. Bernd Faulenbach und der Geschäftsführerin der Stiftung, Andrea Kaltofen, Historikerin beim Landkreis Emsland, im vergangenen Jahr herausgegebene Sammelband versteht sich als Begleitpublikation zu der in der Gedenkstätte präsentierten Dauerausstellung. Die Aufsätze vertiefen und erweitern die Informationen, die vor Ort bereit gestellt werden, und sollen es den interessierten Besuchern ermöglichen, den Besuch der Gedenkstätte vor- oder auch nachzubereiten – denn nicht immer reicht ein Rundgang durch die Ausstellung, um alle angebotenen Informationen aufnehmen zu können.

20 Autoren – Historiker, Publizisten, ein Filmemacher und Pädagogen, von denen über die Hälfte auch in der Stiftung mitarbeitet – haben an dem wissenschaftlich fundierten und gut lesbaren Buch mitgearbeitet.

Der Band besticht durch eine reichhaltige Bebilderung. Fotos von Opfern und Tätern, den Baracken, Skizzen und Zeichnungen der Häftlinge, die das Lagerleben festhalten, Gegenstände wie Brotdosen, Holzschuhe oder Schnitzmesser und der Abdruck zahlreicher Schriftstücke – oft großformatig – aus Archiven und Privatbesitz visualisieren die Geschichte der Emslandlager. Zudem erscheinen längere Literaturzitate, Zeitzeugenberichte und Hintergrundinformationen im Layout als farblich abgesetzte, separate Blöcke.

Die 24 Aufsätze sind chronologisch angeordnet und in drei große Abschnitte gegliedert. Der erste Teil umfasst die Darstellung der verschiedenen Phasen der Emslandlager: als frühe Konzentrationslager (1933-1936), als Strafgefangenenlager der Justiz (1934-1945), Kriegsgefangenenlager (1939-1945) und als Außenlager des KZ-Neuengamme (1943-1945). Dabei nimmt die Geschichte der drei Konzentrationslager Esterwegen, Börgermoor und Neusustrum mit gut 70 Seiten den größten Raum ein, wobei wiederum der Schwerpunkt auf der Darstellung der Zwangsarbeit im Moor, den Haftbedingungen und Schicksalen der Häftlinge liegt. Der zweite Teil zeichnet die Geschichte der Lager am Ende des Krieges und in der Nachkriegszeit nach, als Internierungslager der Alliierten und Lager vor allem für polnische Displaced Persons. Hier finden sich auch die Beiträge über die strafrechtliche Aufarbeitung der NS-Verbrechen und die Schicksale überlebender Häftlinge in der Nachkriegszeit. In zwei Aufsätzen im dritten Teil wird über die Verortung der Emslandlager in der deutschen Erinnerungskultur und der Gestaltung des Außenbereichs der Gedenkstätte Esterwegen reflektiert.

Alle Autoren haben sich an die Vorgabe der Herausgeber gehalten, „verständliche, gut lesbare Texte“ zu verfassen, auch deshalb findet man keinen umfassenden wissenschaftlichen Anmerkungsapparat, sondern nur die, meiner Meinung allerdings völlig ausreichenden, wichtigsten Quellen- und Literaturnachweise. Um die Orientierung über Abläufe und Geschehen in den Lagern zu erleichtern, bemühen sich die AutorInnen, die Ereignisse vor Ort in den Kontext der Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges einzuordnen.

Die Geschichte der Emslandlager ist komplex, schlagen sich hier doch während der Aufbauphase, mit den ständigen Zuständigkeitswechseln und Nutzungsänderungen die Strategien des NS-Regimes von Verfolgung und Vernichtung der vermeintlichen inneren und äußeren Feinde zwischen 1933 bis 1945 nieder. Gleichzeitig spiegeln sich hier die Machtkonflikte zwischen preußischem Staat und Reichsjustizministerium einerseits, SS, Gestapo und Himmler andererseits wieder. Sebastian Weitkamp („Brechung des Widerstands und Machtsicherung des NS-Systems“) zeigt auf, wie sich der schwelende, aber nur partiell durchgesetzte Kontrollanspruch des Reichsjustizministeriums gegenüber der gleichzeitig Justiz und Partei unterstehenden SA-Wachmannschaft auf die Lager auswirkte. Das KZ- Esterwegen wurde, wenn auch nur für kurze Zeit, nicht zuletzt mit der Stationierung des SS-Totenkopfsturmbanns „Ostfriesland“ als Wachtruppe, zu einer Ausbildungs- und Kadenschmiede der SS.

Günter Morsch („Von Esterwegen nach Sachsenhausen. Die Neuordnung des KZ Systems 1934-1937“), Leiter der Gedenkstätte Sachsenhausen, zeigt auf, wie die Verlegung der Häftlinge aus dem KZ-Esterwegen Ende 1936 nach

Sachsenhausen ablief, weil dort ein neues Konzentrationslager entstehen sollte. Morsch sieht in diesem Vorgang einen tiefen Einschnitt und den Beginn einer neuen Phase in der Entwicklung des Systems der Konzentrationslager im Deutschen Reich. Ein Bindeglied ist Bernhard Kuiper aus Möhlenwarf im Rheiderland, der als „Lagerarchitekt“ zunächst in Esterwegen ein „KZ-Idyll“ entwarf, um dann in Sachsenhausen mit der Planung eines „idealtypischen Modellagers“ zu beginnen.

Im Mittelpunkt der Aufsätze über die Zeit der frühen Konzentrationslager stehen aber die von Terror, Demütigungen und Folter gezeichneten Arbeits- und Lebensbedingungen der Häftlinge, die ihre Situation zu recht als „Hölle im Moor“ anprangerten. Andrea Kaltoven („Die Häftlinge im Konzentrationslager im Emsland 1933-1936“) stellt viele beispielhafte Einzelschicksale der politisch Verfolgten, der Gewerkschafter, der aus religiösen und rassistischen Gründen Verfolgten vor. Carl von Ossietzky, dem wohl bekanntesten Häftling im KZ-Esterwegen, ist ein eigener Beitrag von Hermann Vinke gewidmet. Fietje Ausländer zeichnet die Entstehung und internationale Verbreitung des Lagerliedes von Börgermoor „Wir sind die Moorsoldaten“ nach und Sebastian Weitkamp erläutert, wie er das Autoren-Synonym Valentin Schwan von Hans-Otto Körbs, der den autobiographischen KZ-Roman „Bis auf weiteres“ schrieb, mit Hilfe von Unterlagen in den Akten des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Osnabrück – entschlüsseln konnte.

Auch wenn nicht alle Aufsätze im Einzelnen aufgeführt werden können, soll noch auf den weniger wissenschaftlich als eher dramaturgisch angelegten Beitrag des Filmemachers Paul Mayer über den 19jährigen Wehrmachtsgesessenen Willi Herold hingewiesen werden. Herold ordnete die Ermordung von 172 Strafgefangenen im Lager Aschendorfermoor an, setzte sie zum Teil auch eigenhändig um und zog auf seinem mörderischen Marsch mit dem „Standgericht Herold“ bis nach Leer und Aurich. In seiner Geschichte zeigen sich besonders deutlich die Radikalisierung und Auflösungserscheinungen, die möglich gewordene „Entgrenzung der Gewalt“ am Ende des Krieges.

Hervorzuheben ist auch, dass die Herausgeber Themen in den Begleitband mit aufgenommen haben, die bislang noch nicht im Focus der Forschung standen: Bianca Roitsch hat z.B. das zivile Umfeld der Lager untersucht und fragt, wie die Bevölkerung auf den sichtbaren Terror gegen die Häftlinge reagierte, wie sie sich mit den Tätern, dem Wachpersonal arrangierte und wie in der Nachkriegszeit „Abwehr- und Entlastungsnarrative“ entstanden. Bislang kaum systematisch erforscht ist auch das Schicksal der überlebenden Häftlinge, sowohl der deutschen wie der ausländischen, in der Nachkriegszeit. Peter Fischer und Bernd Faulenbach stellen ihre ersten Ergebnisse vor und erinnern an die „Emsland-Lagergemeinschaft Moorsoldaten“, die sich 1956 zum ersten Mal traf.

Auch auf den gewichtigen Anhang soll hingewiesen werden. Der Überblick über alle 15 Lager mit der chronologischen Auflistung ihrer Entstehung und den wechselnden Funktionen erleichtert die Orientierung. Jedes Lager wird zusätzlich mit vergleichenden Luftbildern von 1944 und 2010 dargestellt. Auch die acht Lagerfriedhöfe mit Liegeflächen, Gedenkstätten und Namensteinen werden fotografisch dokumentiert.

Der Anhang bietet darüber hinaus eine tabellarische Aufstellung der Strafprozesse über die in den Emslandlagern verübten NS-Verbrechen der Nachkriegszeit. Wolfgang Form und Christian Pöpken haben die Verfahren mit der Nennung der

Angeklagten, den Tatvorwürfen und den Urteilen zusammengestellt. Besonders hilfreich für die Forschung ist, dass die Archive, in denen die jeweiligen Verfahrensakten verwahrt werden, und auch die Archivsignaturen, mit aufgelistet sind: das Bundesarchiv, die Standorte Oldenburg und Osnabrück des Niedersächsischen Landesarchivs, das Landesarchiv NRW-Abteilung Rheinland und die National Archives London.

Letztlich ist dem Begleitband der Spagat zwischen dem Anspruch, neue Erkenntnisse der historischen Forschung vorzustellen und gleichzeitig einen für eine große Öffentlichkeit bestimmten informativen – und dazu gestalterisch glänzend gelungenen – Ausstellungskatalog zu bieten, auf bemerkenswerte Weise gelungen.

Aurich

Astrid Parisius

Henk D. Meijering / Han Nijdam, Wat is Recht? De receptie van Oudfries recht in de Groninger Ommelanden in de 15e en 16e eeuw, Gorredijk 2018, 600 S., Ill., 39,90 Euro, ISBN 978-90-5615-462-2.

Das Thema von „Wat is Recht?“ ist die Rezeption des altfriesischen Rechts in den Ommelanden (die heutige Provinz Groningen ohne dem Gorecht, der Stadt Groningen und der Landschaft Westerwolde). Es gibt verschiedene Gründe, dieses Buch dem ostfriesischen Publikum vorzustellen.

Die Ommelande waren Teil des mittelalterlichen Frieslands, das sich bis Nordfriesland erstreckte. So ungewiss und im Laufe der Jahrhunderte veränderlich die exakten Grenzen waren und so verschieden und uneinheitlich die Geschichte der verschiedenen friesischen Länder war, so stark war und ist bis zum heutigen Tage immer die friesische Identität. Wer aber versucht, diese friesische Identität im allgemeinen Sinne zu definieren, muss scheitern. Sprache, Recht, Kultur, Landschaft, Name – das sind alles prägende Merkmale einer Identität, aber keiner dieser Aspekte war jemals für das ganze Friesland gemeinsam gültig oder einheitlich prägend. Das gilt sogar für den Namen „Frieze“. Nannten die Ommelande sich z.B. bis zum 16. Jahrhundert vorzugsweise Friesische Ommelande oder Friesland zwischen Ems und Lauwers, um sich der Stadt Groningen entgegenzustellen, wird die Bezeichnung „friesisch“ im heutigen niederländischen Sprachbereich ausschließlich auf die Provinz Friesland bezogen, so dass ihre östlichen Nachbarn der historischen Bezeichnung „Friesland“ mit Misstrauen begegnen und „Groninger Ommelande“ bevorzugen – wie auch im Untertitel des hier angezeigten Buchs. Die Verbundenheit der Einwohner der Provinz Groningen mit Ostfriesland, seiner Landschaft, Sprache und Kultur, zeigt aber, dass die grenzüberschreitende Identität auch ohne die Bezeichnung „friesisch“ zur Kennzeichnung noch immer lebendig ist. Dass im Mittelalter in den Ommelanden friesisch gesprochen und geschrieben wurde, ist für Groninger, anders als für Ostfriesen, oft ein schwer verdaulicher Brocken. Aus den in „Wat is Recht?“ edierten mittelniederdeutschen Texten, einschließlich die Willküren des Upstalsbooms, geht aber unleugbar hervor, dass auch in den Ommelanden das Recht stark ideologisch von der Idee der „Friesischen Freiheit“ und einer gemeinfriesischen Identität – was immer das auch war – geprägt war.

Es ist notwendig, diese Relativierungen zu beachten, wenn man versucht, das altfriesische Recht zu verstehen, es gar zu definieren und man sich dem komplexen Begriff der „Rezeption“ von Recht und Rechtstexten im mittelalterlichen Friesland widmen will. Rezeption meint hier die Übernahme von Rechtsvorstellungen und Rechtstexten von einer anderen Gemeinschaft. Das bekannteste (und durchgreifendste) Beispiel ist die Rezeption des römisch-kanonischen Rechts in Friesland seit dem 14. Jahrhundert. Aber auch die Aufnahme von Texten anderer friesischer Länder oder von „gemeinfriesischen“ Texten in einer Rechtshandschrift gilt als weit verbreitete Form von Rezeption. Im ersten Fall wird die Übernahme motiviert von der Autorität des „gelehrten Rechts“, um rechtliche Lücken zu schließen und einem Modernisierungsbedarf gerecht zu werden. Im anderen Fall bilden das Bewusstsein der Verwandtschaft mit den anderen friesischen Ländern und ihrem Recht und das Verlangen „Recht zu finden, wo es ist“, die Triebfedern des unstillbaren Verlangens nach geeigneten Rechtsquellen. Bei den beiden Formen der Rezeption muss man sich fragen, inwieweit die Übernahme schriftlicher Rechtstexte auch das einheimische Rechtsempfinden und die Rechtspraxis beeinflusst hat. Rezeption ist also ein mehrstufiges Phänomen.

„Wat is Recht?“, fragt der Buchtitel den Leser. Dieser Titel ist kennzeichnend für die Art und Weise, in der die Hersteller der Rechtshandschriften ihre Rechtsquellen benutzten, ihren einheimischen Rechtsvorstellungen gegenüberstellten und verbanden. „Wissenschaft und Kenntnis von dem, was rechtfertigt und gut ist“, lautet die Antwort auf diese Frage, und damit fängt der westerlauwers'sche (westfriesische) Kompilator vor 1400 mit seiner Textsammlung an, die wir heute „Rechten ende Wilkoeren“ (Rechte und Willküren) nennen. Die altfriesische Urfassung ist nicht überliefert. Wir kennen nur die mittelniederdeutsche Übersetzung aus den Ommelander Rechtshandschriften. Die meisten Texte, die in „Wat is Recht?“ vorgestellt werden, gehören zu der Sammlung der „Rechten ende Wilkoeren“.

Um 1400 sind die altfriesischen Texte ins Mittelniederdeutsche übersetzt worden und haben die Lauwers überquert. Man könnte denken, dass man damit die Rezeption erfasst hat, aber so einfach ist es nicht, da die Texte viel länger hin und her rezipiert und benutzt worden sind und einander beeinflusst haben. In der in diesem Buch dargebotenen mittelniederdeutschen Fassung des Westerlauwers'schen Sendrechts finden wir z.B. Passagen darüber, wie eine Heirat gefeiert wird mit Hornes Schall, mit der Nachbarn Lärm, beim Leuchten der Hochzeitfeuer und der Freunde Gesang (S. 306: „mit enen waeckhoernis gheschal ende mit buren gheschal ende mit barnende bakenen ende mit zoeten sanghe“). Der altfriesische Text, wie er noch in der „Fivelgoer“ Handschrift des 15. Jahrhundert gefunden wird, lautet, viel poetischer als die Übersetzungen: „mith horna hlude, mith bura unhleest, mith bekana bronda, and mith winna songe“. Schon 1295 wird in der Fivelgoer Chronik der Abtei Bloemhof ein Angriff beschrieben „cum clangore tubarum et strepitu multitudinis“, was zweifellos auf eine gemeinsame ältere altfriesische Quelle hindeutet. Dieses Beispiel beweist, dass man Rezeption im friesischen Recht nicht als vereinzelt Ereignis oder als Einbahnstraße auffassen darf, sondern als ständigen Prozess des Austauschs. Die vielen Rechtsquellen der friesischen Länder, die uns überliefert wurden, sind deshalb nicht zu deuten als vereinzelt, unabhängige Gesetzbücher, sondern als „kontaminierte Produkte“ dieses langwierigen Prozesses.

Die Erforschung des altfriesischen Rechts ist lange Zeit aus sprachwissenschaftlicher Perspektive betrieben worden. Den mehr als hundert überlieferten mittelniederdeutschen Rechtshandschriften stehen weniger als zwanzig Manuskripte in altfriesischer Sprache gegenüber. Die letzteren Handschriften aus den Ommelanden und Ostfriesland waren um das Jahr 1700 über viele Privatarchive zerstreut und der Wissenschaft unzugänglich. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden diese altfriesischen Handschriften entdeckt – zuerst von ostfriesischen Forschern wie Heinrich Bernhard von dem Appelle und Matthias von Wicht. Letzterer hat 1746 mit der Ausgabe des ostfriesischen Landrechts Graf Edzards einen kaum zu überschätzenden Beitrag für die Forschung des altfriesischen Rechts geliefert, allein schon deshalb, weil die Suche nach altfriesischen Rechtsquellen seitdem von Forschern in Westfriesland, Groningen und Ostfriesland gemeinsam angegangen wurde und schon hundert Jahre später fast den gegenwärtigen Stand erreicht hat.

Die altfriesischen Rechtshandschriften wurden immer als die wichtigsten Quellen des friesischen Rechts angesehen. Im 20. Jahrhundert wurde die Altfrisistik von Linguisten dominiert, deshalb liegen die altfriesischen Quellen alle in modernen wissenschaftlichen Editionen vor. In der Reihe „Altfrisische Rechtsquellen“ (1963-1977) werden die Handschriften mit Titeln wie „Das Emsiger Recht“, „Das Brokmer Recht“ usw. auch von einer deutschen Übersetzung und einem Glossar begleitet. Weil damit diese Rechtsquellen gut zugänglich sind, wird zugleich der Eindruck erweckt, dass damit „das“ Recht der friesischen Länder umfassend dokumentiert ist. Damit wird aber die komplexe Geschichte der Rezeption mißachtet.

Eine aus Sicht der Forschung noch größerer Nachteil ergibt sich daraus, dass fast nur Texte in altfriesischer Sprache die volle Beachtung erhielten und die mittelniederdeutschen Rechtshandschriften lange vernachlässigt wurden. Dass diese umfangreiche Quellenmenge zum Begriff der friesischen Rechtsgeschichte äußerst wichtig ist, wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert von Forschern wie Gerbenzon, Meijering und ihren Nachfolgern betont. Henk Meijering hatte z.B. 1974 mit einer Edition über „De willekeuren van de Opstalsboom (1323)“ promoviert, und hat nunmehr nach fast fünfzig Jahren mit „Wat is Recht?“ wiederum einen wichtigen Beitrag zu der Neubewertung dieser Quellen geliefert.

In diesem Buch werden 28 Texte veröffentlicht, die im westerlauwers'schen Friesland verfasst wurden, und der Umfang des Bandes zeigt, dass es sich mengenmäßig um einen erheblichen Korpus handelt. Mit der Edition „Wat is recht?“ wird noch einmal unterstrichen, dass die Beschäftigung mit altfriesischer Rechtsgeschichte eine grenzüberschreitende Herangehensweise – geographisch und sprachlich – erfordert. Es ist zu hoffen, dass nach Zugänglichmachung der wichtigsten westerlauwers'schen Texte an der mittelniederdeutschen Überlieferung der Rechtstexte, die zwischen Lauwers und Weser entstanden sind, weitergearbeitet wird. Noch heute sind wir für verschiedene dieser Quellen auf die „Friesischen Rechtsquellen“ Richthofens aus dem Jahr 1840 angewiesen. Als erstes wäre die weitere Erschließung und Digitalisierung der Handschriften erforderlich, damit die Quellen effizient zugänglich gemacht werden. Es gibt also noch viel zu tun, und hoffentlich ist diese vorzügliche Edition von Henk Meijering und Han Nijdam eine Anregung, der (ost)friesischen Rechtsgeschichte die Aufmerksamkeit zu widmen, die sie verdient.

Kai Niederhöfer, Archäologische Fundstellen im ostfriesischen Wattenmeer. Siedlungsgeschichte einer untergegangenen Landschaft bis 1570 (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 18), Rahden/Westfalen 2016, zugl. Univ.-Diss., 345 S., Ill., 59,80 Euro, ISBN 978-3-89646-938-0.

Der akribischen Suche des ehemaligen Gymnasiallehrers Axel Heinze nach Fundstellen im ostfriesischen Wattenmeer ist es zu verdanken, dass archäologische Funde aus dem ehemaligen Siedlungsgebiet außerhalb der heutigen ostfriesischen Küstenlinie in den Fokus der Forschung gerückt sind. Mit der Entdeckung zweier völkerwanderungszeitlicher Bestattungen in den Jahren 1993 und 1994 vor Ostbense erreichte diese Suche ihren Höhepunkt. Die hier vorgestellte Arbeit von Kai Niederhöfer ist das Ergebnis des mehr als drei Jahrzehnte währenden Sammelns und Katalogisierens von archäologischen Funden und Fundstellen im ostfriesischen Wattenmeer durch die Ostfriesische Landschaft. Die Aufnahme und Analyse des Fundmaterials wurde bereits 2001 vom Autor begonnen. Im Wintersemester 2013/2014 wurde die daraus resultierende Arbeit an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg als Dissertation angenommen. Die Veröffentlichung erfolgte im Jahr 2016 als Band 18 der „Berichte zur Archäologie in Niedersachsen,“ herausgegeben durch die Archäologische Kommission für Niedersachsen e.V. in Zusammenarbeit mit dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege.

Der frühere Lebensraum vor der heute starren und mit Deichen geschützten Küstenlinie stellt die archäologische Forschung vor besondere Herausforderungen. Die Siedlungsplätze, die es hier einst gab, liegen heute, von Sedimenten überdeckt, im Einflussbereich der Gezeiten. Archäologische Untersuchungen sind unter diesen Bedingungen, wenn überhaupt, nur innerhalb weniger Stunden möglich. Gleiches gilt für die Ostfriesischen Inseln, die sich im Lauf der Jahrhunderte verlagert haben und an deren Stränden sich Spuren ihrer früheren Besiedlung erhalten haben. Daraus ergibt sich der Unterschied zwischen der Arbeit von Kai Niederhöfer und üblichen archäologischen Abhandlungen, nämlich das weitgehende Fehlen von Befundzusammenhängen wie Hausgrundrissen oder Gräbern, die Rückschlüsse auf vergangenes Siedlungsgeschehen ermöglichen.

Die Funde aus dem Wattenmeer und von den Ostfriesischen Inseln illustrieren den Willen der Menschen am Meer, sich dort einen Lebensraum zu schaffen, von der Steinzeit bis zur Vierten Allerheiligenflut am 1. November 1570 mit ihren letzten großen Landverlusten. Aus diesem großen zeitlichen Rahmen, den die Arbeit abdeckt, ergibt sich die aus vierzehn Kapiteln bestehende Gliederung des Buches. In einem einleitenden Teil werden die Ziele der Arbeit definiert. Die Aufarbeitung der menschlichen Hinterlassenschaften im ehemaligen Siedlungsgebiet vor der heutigen Küste sowie eine vergleichende Synthese anhand der Interpretation von archäologischen, historischen und geologischen Quellen zielen auf eine Rekonstruktion der untergegangenen Landschaft. Der Untersuchungsraum umfasst das gesamte der ostfriesischen Halbinsel vorgelagerte Wattgebiet.

Der zweite Teil der Arbeit widmet sich der Forschungsgeschichte. Hier werden erste Beobachtungen aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert zitiert, in denen auf zutage gekommene Siedlungsreste vergangener Ansiedlungen verwiesen wird, und der Autor spannt einen Bogen zu den seit den 1950er Jahren systematisch vorgenommenen Untersuchungen im Wattgebiet. Im dritten Teil werden die

komplexe geologische Entwicklung und die Veränderung der Küstenlinien zusammengefasst, die seit Jahrzehnten durch das Niedersächsische Institut für historische Küstenforschung in Wilhelmshaven erforscht werden. Durch das Studium mariner und nicht mariner Ablagerungen ließ sich eine Veränderung der Meeresspiegelstände im Laufe des Holozäns nachweisen. In der heutigen Forschung werden allerdings auch noch weitere Aspekte in das Modell der Küstenentwicklung integriert, so sind auch Hebungsbewegungen der Erdkruste bzw. Senkungen im Bereich der Flussmündungen für die Veränderung von Küstenlinien verantwortlich, so dass von einem viel kleinräumigeren Modell der Meeresspiegelfluktuation ausgegangen werden muss. Dieses aktuelle Modell findet Eingang in die Arbeit. Der Teil vier behandelt ausführlich die bekannten historischen Quellen über das Arbeitsgebiet, beginnend bei den Geschichtsschreibern der Antike bis in das Hochmittelalter. Herzstück des Kapitels ist die bisher genaueste tabellarische Zusammenstellung aller historisch überlieferten Sturmfluten zwischen den Jahren 838 und 1597. Bei genauerer Betrachtung sind die Informationen zu den Sturmfluten und ihren Auswirkungen jedoch eher spärlich. Viele der in Teilen mündlich überlieferten Ereignisse halten einer kritischen Überprüfung nicht stand.

In den folgenden Kapiteln fünf bis acht werden die Fundobjekte aus dem ostfriesischen Wattenmeer vorgelegt. Die Funde umfassen Steinobjekte, Metallobjekte, Knochenobjekte, Münzen und vor allem Keramikscherben, die in systematischer, wissenschaftlicher Arbeitsweise nach Warenarten getrennt behandelt werden und für deren Entwicklung damit zugleich ein diachroner Überblick entstanden ist. Jedes Kapitel behandelt eine Zeitstufe, von den stein- und bronzzeitlichen Funden über die Keramik der Vorrömischen Eisenzeit und der Römischen Kaiserzeit, den Römischen Importfunden bis zum Gros der Funde aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit. Die Beschreibung und Darstellung der Hauptfundgattung Keramik ist sehr aufwendig und sehr detailliert. Da die Keramik die weitgehend einzige zeitlich ansprechbare Fundgattung ist, ist die Klassifikation der Gefäßreste der Schlüssel zum Verständnis der zeitlichen Tiefe der ehemaligen Besiedlung im ostfriesischen Wattgebiet. Kapitel neun beschreibt die Fundstellen im ostfriesischen Wattenmeer, geographisch unterteilt in die Landkreise Leer, Aurich und Wittmund, ergänzt durch Funde aus dem Landkreis Friesland. Der Schwerpunkt liegt hierbei bei den Funden aus dem Seriemer und Benser Watt im Landkreis Wittmund. Diese Fundregion kann aufgrund der großen Menge von verschiedenen Fundplätzen und geborgenen Funden als beispielhaft für die Besiedlung des Küstensaums angesehen werden. Daher wird den zum Teil besonderen Funden wie der Bestattung eines Kindes und einer erwachsenen Frau aus der Völkerwanderungszeit ein großer Teil in der Arbeit eingeräumt. Das Kapitel zu den Funden und Fundorten verbindet die chronologische Ansprache der in den vorangestellten Kapiteln dargestellten archäologischen Fundgattungen nun mit den Fundorten. Zahlreiche farbig gehaltene Detailkarten zeigen die Verteilung der Fundstellen im Wattenmeer, unterteilt nach Befundtypen und zeitlicher Differenzierung. Chronologische Ansprachen der Funde und Fundmengen aus den Fundstellen werden ebenfalls synthetisch in mehrfarbigen Abbildungen dargestellt. Aus der umfassenden Darstellung der Funde und Fundplätze leitet sich in Kapitel zehn die abschließende Synthese über die Siedlungsgeschichte der untergegangenen Landschaft der südlichen Nordseeküste Ostfrieslands ab. Jeweils nach einzelnen Zeitstufen, von der Steinzeit bis in die Frühe Neuzeit getrennt, versucht der Autor, die Besiedlung

der damaligen Landschaft nachzuvollziehen, indem er die Ergebnisse der drei Teilstudien zusammenführt und einen Rekonstruktionsversuch der Siedlungsgeschichte der untergegangenen Landschaft unternimmt. Die Keramikinventare der Siedlungsplätze sind anhand ihres Umfangs für die Bestimmung der jeweiligen Siedlungsdauer von großer Aussagekraft. So lassen sich in Teilen auch Aussagen zu Wirtschaft und Handwerk der Siedlungen an der ostfriesischen Küste diskutieren. Kapitel elf fasst die umfangreiche Arbeit schließlich zusammen und vergleicht das Arbeitsgebiet mit anderen Wattregionen der Nordseeküste. Eine ausführliche Bibliographie sowie ein 110 Tafeln umfassender Tafelteil runden den Band ab. Im Anhang findet sich schließlich eine CD-ROM, die den Katalog der Funde mit 160 Bestandsnummern enthält. Er bildet die nachvollziehbare Grundlage für die vorgelegte Analyse, auf Basis der Auswertung der Fundstellendokumentationen.

Die Arbeit von Dr. Kai Niederhöfer stellt erstmalig eine umfassende Materialvorlage des Fundgutes aus dem ostfriesischen Wattenmeer dar. Sie führt darüber hinaus die aktuellen Diskussionen zur Küsten- und Meeresspiegelentwicklung zusammen. Schwere Kost ist die sehr detaillierte Aufführung aller Keramikwarenarten. Die wissenschaftliche Darstellung und Herleitung ist aber der Schlüssel zum Verständnis der zeitlichen Tiefe der Hinterlassenschaften menschlicher Aktivität im Wattgebiet. Dabei beschränkt sich die Arbeit nicht nur auf die Beschreibung der Funde und stellt einen Kontext zur Landschafts- und Küstenentwicklung her, sondern nimmt auch Bezug zu historischen Quellen. Von unschätzbarem Wert ist die Darstellung des Zusammenspiels zwischen Natureinflüssen und den daraus resultierenden Reaktionen der Menschen. Sie reichen von der Aufgabe ganzer Siedlungsregionen bis zur Abwehr von Meereseinbrüchen durch die Errichtung von Wurten und in späteren Zeiten durch Deiche. Die Arbeit von Kai Niederhöfer ist damit ein einmaliges Grundlagenwerk zum Verständnis menschlichen Wirkens an der Grenze zum Meer im Verlauf der Jahrhunderte.

Aurich

Jan F. Kegler

Arnd Reitemeier, Reformation in Norddeutschland. Gottvertrauen zwischen Fürstentum und Teufelsfurcht, Göttingen 2017, 437 S., 29,90 Euro, ISBN 978-3-8353-1968-4.

Erwartungsgemäß führte das Reformationsjubiläum 2017 zu einer Fülle an Neuerscheinungen auf dem historischen Büchermarkt. Zu diesen Veröffentlichungen zählt auch der anzuzeigende Band, mit dem der Professor für niedersächsische Landesgeschichte an der Universität Göttingen, Arnd Reitemeier, eine Forschungslücke schließen will. Denn bislang fehlte ein Überblickswerk zur Reformation in Norddeutschland, das die Forschungsansätze der letzten Jahrzehnte auf den Norden des Reiches überträgt.

Dabei verfolgt das Buch das anspruchsvolle Ziel, dem Leser „die Vielzahl an Akteuren und Entwicklungen samt allen Wirkungen und Folgen“ vorzustellen. (S. 11). Die Reformation in diesem Sinne lässt sich nicht auf ein einzelnes originäres Ereignis reduzieren, sondern ist als eine „ausgreifende Entwicklung“ zu verstehen, die zunächst die Intellektuellen erfasste, dann die Städte und schließlich die Landesherrschaften und ihre Berater, bis der neue Glaube auch jedes einzelne

Dorf erreichte. Reitemeiers zeitlicher Fokus liegt auf dem 16. Jahrhundert, der untersuchte Raum wird grob zwischen Südharz und Nord- und Ostsee, Weser und Elbe verortet. Im Mittelpunkt seiner Forschungen stehen vor allem das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg bzw. die einzelnen Fürstentümer der Welfen, während der Nordwesten Deutschlands – insbesondere der ostfriesische Raum – nur eine untergeordnete Rolle spielen und eher am Rande miterwähnt werden. Ausnahmen bilden die Betrachtung der in Ostfriesland angewandten Presbyterialverfassung (S. 122-123) oder die Entwicklung der reformierten Kirche in Emden (S. 154-155). Diese Konzentration begründete Reitemeier mit dem Aufstieg des welfischen Geschlechts im 16. Jahrhundert „auf dem Rücken des Protestantismus“ und weil die Reformation erheblich zur späteren, dominierenden Stellung der Welfen in Norddeutschland beitrug.

In seinen ersten drei Kapiteln steckt Reitemeier die Rahmenbedingungen ab, unter denen die Reformation in Norddeutschland ablief. Der Beginn der Kleinen Eiszeit und die demographische Entwicklung werden ebenso betrachtet wie die politischen Prozesse des 16. Jahrhunderts oder die sich vertiefende Kritik an der Kirche und die Forderungen nach einer Reform. Anschließend werden die verschiedenen Phasen der Reformation vorgestellt, von der Verbreitung der Schriften Luthers, der Herausbildung der Städte als Zentren der Reformation, dem Anschluss der Fürsten an die reformatorische Bewegung bis zu den theologischen Weiterentwicklungen der lutherischen Lehre durch die Täufer, Zwingli oder Calvin. Dabei macht Reitemeier nicht zuletzt die Passivität der altgläubigen Geistlichen, insbesondere der Bischöfe und Kirchenoberen, für den Erfolg der Reformation verantwortlich, da die Kirche in der medial geführten Auseinandersetzung der Öffentlichkeit keine Gegenargumente zu Luthers Lehre lieferte. Gleichzeitig eröffneten sich durch die Reformation in den Städten neue Spielräume, die es erlaubten, theologische Argumente sozial oder politisch zu deuten, wie es Karlstadt und Müntzer taten. Norddeutschland entwickelte sich – so Reitemeier – seit Mitte der 1520er Jahre geradezu zu einem „Experimentierfeld“, da sich nirgendwo sonst so viele Städte bzw. Territorien dem Protestantismus öffneten. Erst die Landeskirchenordnungen beendeten die teilweise „chaotischen Zustände“ (S. 134), selbst wenn in den norddeutschen Territorien eine religiöse Heterogenität bestehen blieb.

Anschließend befasst sich Reitemeier ausführlich mit den Folgen, die die Einführung des neuen Glaubens auf die Geistlichkeit und die kirchlichen und gesellschaftlichen Institutionen hatte. Zu den langfristig folgenreichsten Ergebnissen der Reformation zählt dabei die Schaffung allgemeiner Ortschaften als Bildungseinrichtungen, in denen neben den Grundkenntnissen des christlichen Glaubens auch das Schreiben und Lesen gelehrt wurde. Zudem entwickelten sich auf dem Gebiet des landesherrlichen Kirchenregiments neue theologisch-gesellschaftliche Normen und kirchliche Hierarchien, von den Superintendenten bis zu den Synoden und Konsistorien, wobei Reitemeier insbesondere die Visitationen als Disziplinierungsinstrument für die Geistlichkeit herausstellt.

In den letzten beiden Kapiteln geht es dagegen um den kulturellen und sozialen Wandel nach Einführung der Reformation. Dabei wird die Rolle der Frau näher in Augenschein genommen, aber auch die Stigmatisierung und Ausgrenzung von Gruppen, die vor allem im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in Norddeutschland durch einen exorbitanten Anstieg der Hexenverfolgung gekennzeichnet war.

Auch bislang kaum in Betracht gezogene kulturelle Folgen werden thematisiert. So hatte der Bildersturm in den Kirchen negative Auswirkungen auf die Künstler, da die Verdienstmöglichkeiten der Kunstwerkstätten zurückgingen. Gleichzeitig verlangsamte sich damit die Entwicklung der künstlerischen Techniken und Inhalte, bis ab dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts eine „Re-Bebilderung der Kirchen“ einsetzte (S. 327).

Nach einem pointierten und gelungenen Fazit Reitemeiers beschließt ein ausführlicher Anmerkungsapparat, ein knapper chronologischer Überblick mit den wichtigsten reformatorischen Ereignissen sowie eine Quellen- und Literaturübersicht den über 430 Seiten umfassenden Band.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass sich das Buch nicht ausschließlich an ein wissenschaftlich vorgebildetes Publikum richtet, sondern an eine größere Öffentlichkeit. So lässt Reitemeier seine Kapitel möglichst mit einem prägnanten Beispiel beginnen, um sich anschließend der eigentlichen Fragestellung zu widmen. Der eher thematische Zugang, der sich nur in den ersten Buchabschnitten an der Chronologie der Ereignisse orientiert, führt allerdings dazu, dass gerade der unkundige Leser zwischenzeitlich mit Begriffen konfrontiert wird, die erst später erläutert werden. So wird in den ersten Kapiteln immer wieder auf das auf dem Reichstag zu Augsburg 1548 beschlossene Interim verwiesen, das jedoch erst ab Seite 166 ausführlicher thematisiert wird. Reitemeier ist ein gelungener Überblick über die Entfaltung und Wirkungsgeschichte des neuen Glaubens in den norddeutschen Territorien gelungen, der aus der Publikationsflut des Reformationsjahres signifikant herausragt. Trotz der Konzentration auf die Reformation im Norden Deutschlands, hätte man gerne noch ein wenig mehr über die Unterschiede zu den Entwicklungen in den süddeutschen Gebieten erfahren. Erst im Abschlusskapitel führt Reitemeier nochmals deutlich aus, dass die „späte und geplante Einführung des lutherischen Glaubens, der zur Stärkung der fürstlichen Herrschaft und Ökonomie instrumentalisiert wurde“ zu den Spezifika des Nordens zählte (S. 363).

Aurich

Michael Hermann

Ansgar Schanbacher, Kartoffelkrankheit und Nahrungskrise in Nordwestdeutschland 1845-1848 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 287), Göttingen 2016, zugl. Univ.-Diss., 503 S., Ill., 42 Euro, ISBN 978-3-8353-1961-5.

„Phytophthora infestans“, auch als Kraut- und Braunfäule bezeichnet, ist ein Pilz, der bei seinem ersten Auftreten in Europa Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer ausgedehnten Nahrungskrise führte. Dieser breitet sich besonders bei feuchtem und mäßig warmem Wetter aus und kann in raschem Tempo beinahe eine ganze Kartoffelernte vernichten. In einigen Regionen Europas, wie z.B. in Irland, führte der Pilz nicht nur zu einer Krise sondern zu der Hungerkatastrophe „The Great Famine“, die sich nachhaltig in das kollektive Gedächtnis einprägte und die Landwirtschaft Irlands dauerhaft veränderte, als man nach Abflauen der Krise von Ackerbau zu Weidewirtschaft wechselte. Auf dem Europäischen Festland hingegen hat das erstmalige Auftreten der Kartoffelkrankheit keinen derartig starken

Eindruck hinterlassen. Gleichwohl waren auch hier breite Bevölkerungsschichten von Kartoffelmissernten und einer damit verbundenen Nahrungskrise betroffen, waren doch Kartoffeln im 19. Jahrhundert die „wichtigste Fruchtart der kleinen Leute“.

Ansgar Schanbacher befasst sich in seiner 2016 veröffentlichten und mit dem Niedersächsischen Preis für Landesgeschichte der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen ausgezeichneten Dissertation mit genau diesem Thema. Er will damit „dem Vergessen der Ereignisse der 1840er Jahre, in deren Verlauf auch in Mitteleuropa die Abhängigkeit der Menschen von Naturereignissen besonders deutlich wurde“ (S. 12) entgegenwirken und gleichzeitig eine Forschungslücke füllen. Zwar wird diese letzte Nahrungskrise „alten Typs“ (Abel) in der Literatur aus unterschiedlichen Perspektiven, z.B. aus wirtschaftshistorischer oder politischer Sicht, aber auch aus der Richtung der historischen Protestforschung sowie der Hungerforschung, beleuchtet, eine mehrdimensionale Darstellung gab es bisher jedoch nicht. Schanbacher verfolgt daher in seiner auf Nordwestdeutschland bezogenen Untersuchung einen dreigliedrigen Ansatz, um zu einer umfassenden Darstellung der Ereignisse zu kommen. Neben der Interaktion von Mensch und Umwelt berücksichtigt er Fragen aus der historischen Hungerforschung, wie z.B. die Vulnerabilität verschiedener Bevölkerungsgruppen und die Rezeption der Zeitgenossen, sowie den zeitgenössischen Wissenstransfer.

Herausgekommen ist eine umfangreiche und umfassende, gut lesbare, auf eine breite, vielschichtige Quellenbasis gestützte Arbeit, die sich in vier große Abschnitte aufteilt. In der Einleitung steckt Schanbacher zunächst die Rahmenbedingungen ab und bettet das Thema in einen größeren Europäischen Kontext ein. Die Kartoffelkrankheit breitete sich, aus Nordamerika importiert, von Westen her über Europa aus. Während die Folgen der Ernteauffälle in Teilen Frankreichs, Belgiens, der Niederlande und besonders in Irland zu regelrechten Hungersnöten führten, traten im übrigen Europa „eher“ Mangelsituationen auf (vgl. S. 73). Kam es zu Hungersnöten, blieben diese auf einen engeren regionalen Raum beschränkt.

Im zweiten Abschnitt widmet sich der Autor der Kartoffelkrankheit und ihrer Ausbreitung selbst. In Niedersachsen wurde die Krankheit als solche erstmals Anfang September 1845 unter anderem im Amt Berum wahrgenommen, deren Ausbreitung in der Folge zu lokal hohen Ausfällen der Kartoffelernte führte. Besonders betroffen waren die ostfriesischen Marschgebiete, der Norden des Großherzogtums Oldenburg sowie die Fürstentümer Osnabrück im Westen und Göttingen-Grubenhagen im Süden. Im Landdrosteibezirk Aurich beklagte man einen Ernterückgang von 2/3 im Vergleich zum Vorjahr, wobei die Marschen mit einem 75prozentigen Ernteverlust besonders herausragten. Im Folgejahr schien die Kartoffelkrankheit zwar weitestgehend verschwunden, eine langandauernde Hitze und Trockenheit führte dennoch zu erheblichen Ernteverlusten, die nur geringfügig unter denen des Vorjahres lagen. Nach einer kurzen Erholungsphase 1847, kam es 1848/49 zu einer erneuten großflächigen Ausbreitung des Pilzes.

1846, dem Jahr nach dem erstmaligen Auftreten der Kartoffelkrankheit, beschränkte sich das staatliche Handeln hauptsächlich auf eine gezielte Informationsabfrage über Ausbreitung, Erscheinung und Verluste bei den unteren Verwaltungsinstanzen, die Verbreitung von Empfehlungen, wie z.B. dass erkrankte Kartoffeln aussortiert werden sollten und sich die Bevölkerung ausreichend mit

Saatkartoffeln versorgen solle, und einer genaueren Untersuchung der Ursachen durch fachkompetente Einrichtungen, wie z.B. landwirtschaftliche Vereine.

Im dritten großen Abschnitt widmet sich Schanbacher der aus den hohen Ernteverlusten resultierenden Nahrungskrise. Dabei geht er auf die Zusammenhänge von Witterung und Ernteerträgen – besonders im Jahr 1846 – ein, beleuchtet die Entwicklung von Preisen und Handel, Wahrnehmung und die Folgen der Krise sowie die staatlichen und privaten Hilfsmaßnahmen. 1846 kam es durch eine lang anhaltende Trockenheit zu einer Missernte besonders bei den wichtigen Grundnahrungsmitteln Kartoffeln und Roggen, die in der Folge zu einer Preis- und Teuerungskrise führte. Gleichwohl lässt sich noch zu Beginn der Krise in Niedersachsen im regionalen Handel die Ausfuhr von Kartoffeln nach Hamburg, Bremen und die Niederlande beobachten. Im weiteren Verlauf jedoch kehrte sich die Richtung der Nahrungsmitteltransporte um, so nahm beispielsweise der Import von Roggen vor allem aus Russland deutlich zu.

Betroffen von der Nahrungskrise waren vor allem die „kleinen Leute“, aber auch Landschullehrer, niedere Beamte, Kleinbauern, Handwerker und Nichtsesshafte, aber es gab auch Krisengewinner, wie z.B. Müller, Bäcker, Getreidehändler und Besitzer größerer Nahrungsvorräte. Bagatelldelikte wie Bettelei, kleinere Diebstähle und Vagabundentum nahmen zu, die Geburtenrate sank und die Todesrate stieg. In den Folgejahren kam es darüber hinaus zu einem signifikanten Anstieg der Auswanderungen.

Um die Verknappung und damit verbundene Teuerung bei den Nahrungsmitteln zu kompensieren, griffen die betroffenen Bevölkerungsschichten zunächst auf sogenannte Notnahrung zurück, wie z.B. „Sammelkohl“, Kräuter oder Runkelrübenblätter sowie in einigen Gegenden auch Pferdefleisch. Mit Andauern der Krise waren sie jedoch auf die Unterstützung durch private Wohltätigkeit und kommunale Armenverbände angewiesen, die damit auch die finanzielle Hauptlast der Versorgung trugen. Die vom kameralistischen Denken bestimmten staatlichen Unterstützungsmaßnahmen hingegen waren nicht sehr umfangreich. Sie beschränkten sich häufig auf die Ausschreibung öffentlicher Arbeiten oder, bei drohenden Protesten, auf die verbilligte Abgabe von Zinskorn. So lagen die Notstandsausgaben im Königreich Hannover 1846/47 gerade einmal bei 1,3 % der Gesamtausgaben. Von den 1846/47 durch die Ständeversammlung bewilligten 125.000 Taler für die Ausschreibung öffentlicher Arbeiten wurden am Ende nur etwas über 97.000 Taler abgerufen. Andere Maßnahmen, wie beispielsweise die Beschränkung der Branntweinbrennerei oder die Senkung von Einfuhrzöllen, wurden nur zögerlich umgesetzt.

Trotz dieser deutlichen Krisenzeichen kam es nur in besonders betroffenen Regionen zu „Subsistenzunruhen“, wie beispielsweise zu den „Brotunruhen“ in Norden im Mai 1847, als sich etwa 1.000 Menschen auf dem Marktplatz versammelten, um die Senkung der Roggenpreise sowie die kostenlose Verteilung einer gerade aus Groningen eingetroffenen Roggenlieferung an die arme Bevölkerung zu fordern. Zu gewalttätigen Ausschreitungen kam es jedoch nicht.

In einem abschließenden Kapitel widmet sich Schanbacher der Frage, ob es einen maßgeblichen Zusammenhang zwischen Intensität der Krise von 1846/47 und den Unruhen der Revolution 1848 gibt. Dies bejaht der Autor, besonders wenn man die Nahrungskrise als Katalysator betrachtet, aber er mag der Einschätzung von Hans Ulrich Wehler, der diese Krise als wesentliche Bedingung für

die Revolution sieht, zumindest für Nordwestdeutschland nicht teilen. Tatsächlich kam es in Südwestdeutschland und den östlichen Gebieten Preußens, die deutlich stärker von der Nahrungskrise betroffen waren, zu größeren revolutionären Unruhen, während es in Nordwestdeutschland relativ ruhig blieb. Proteste und Unruhen traten hier nur isoliert auf. Ausgelöst von Nachrichten über auswärtige revolutionäre Geschehnisse, hatten sie meist ein ganzes Bündel von Ursachen, zu denen auch, aber nicht ausschließlich, die zunehmende Verarmung während der Nahrungskrise gehörte. Schanbacher konnte darüber hinaus zeigen, dass nicht überall, wo die Nahrungskrise besonders stark ausgeprägt war, größere Unruhen auftraten. Im ländlichen Ostfriesland kam es nur in Pewsum, Greetsiel und Grootshusen, alles Orte in der von den Missernten 1845 und 1846 besonders betroffenen Krummhörn und nicht – wie der Autor meint – in der Umgebung von Norden, zu Tumulten, bei denen Tagelöhner höhere Löhne forderten.

Insgesamt kommt Schanbacher zu dem am Ende nicht überraschenden Ergebnis, dass es in Niedersachsen und großen Gebieten Nordwestdeutschlands 1846/1847 zwar zu einer durch die Kartoffelkrankheit und andere Ernteaufschläge (Roggen) maßgeblich verursachten Hunger- und Subsistenzkrise vorwiegend alten Typs gekommen ist. Doch hatte sie kein derart großflächiges und dramatisches Ausmaß, als dass sie sich als große Katastrophe in das kollektive nationale Gedächtnis hätte einprägen können. Ursächlich hierfür waren in der Hauptsache eine differenziertere Landwirtschaft, ein dichteres Handelsnetz, größere Kreditmöglichkeiten, eine ausgeprägte Solidarität lokaler Gruppen und nicht zuletzt, besonders in Hinblick auf die Revolution 1848, auch eine besonnene Regierungspolitik. Gleichwohl ist seine Arbeit nicht zuletzt durch den von ihm verfolgten mehrdimensionalen Ansatz äußerst gelungen und wird sicher zu einem Standardwerk zum Thema.

Aurich

Kirsten Hoffmann

Gerd Steinwascher (Hrsg.), Russlands Blick nach Nordwestdeutschland. Politisch-dynastische Beziehungen vom 16. bis frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Dokumenten aus dem Niedersächsischen Landesarchiv (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs 2), Göttingen 2018, 295 S., Ill., 29,90 Euro, ISBN 978-3-8353-3354-3.

Auf Grund des Provenienzprinzips sind in den Archiven in der Regel nur Unterlagen aus dem jeweiligen territorialen Zuständigkeitsbereich, dem sogenannten Archivsprengel, zu erwarten. Dass sich aber darüber hinaus, gerade auf Grund der politisch-dynastischen Beziehungen zwischen den einzelnen Herrscherhäusern auch Dokumente zu anderen Territorien finden lassen können, beweist die vorliegende Publikation über „Russlands Blick nach Nordwestdeutschland“, die als zweiter Band in der neuen Reihe „Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs“ erschienen ist. Bereits 2016 war die Reihe, die bislang kaum bekannte Quellenbestände präsentieren und in ihren historischen Kontext einordnen will, mit dem Prachtband „Geschichte Niedersachsens in 111 Dokumenten“ zur 70-Jahr-Feier des Landes Niedersachsens gestartet. Der Schwerpunkt der Reihe soll auf historischen Darstellungen aber auch Editionen liegen, archivfachliche

Themen aufgreifen oder die Ergebnisse von Tagungen, an denen das Niedersächsische Landesarchiv maßgeblich beteiligt war, veröffentlichen.

In diesem Fall geht der Band auf eine kleine Ausstellung im Sommer 2018 im Standort Oldenburg des Niedersächsischen Landesarchivs zurück, die sich mit den Beziehungen des früheren Herzogtums Oldenburg mit den russischen Kaisern aus dem Hause Holstein-Gottorf-Oldenburg befasste. Daraus entwickelte sich die Idee, nicht nur Oldenburg in den Blick zu nehmen, sondern die politisch-dynastischen Beziehungen weiterer nordwestdeutscher Territorien zu Russland ab dem 16. Jahrhundert zu betrachten. Herausgekommen ist ein Band, der neben dem Vorwort der ehemaligen Präsidentin des Niedersächsischen Landesarchivs, Christine van den Heuvel, und der Einführung des Herausgebers, Gerd Steinwascher, insgesamt acht Aufsätze umfasst, die sich in zwei große Abschnitte gliedern lassen: die Beziehung Russlands zum Welfenhaus (S. 14-141) und zur Dynastie der Oldenburger (S. 143-193). Sämtliche Beiträge stammen von Archivarinnen und Archivaren des Landesarchivs, die auf relevante Bestände in ihren einzelnen Standorten aufmerksam machen wollen.

Anhand der Überlieferung der Celler Kanzlei der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg dokumentiert Christine van den Heuvel in ihrem ersten Aufsatz „Der unbekannte Osten. Zwischen Faszination und Schrecken“ (S. 14-26) das grundlegende Informationsbedürfnis der deutschen Herrscherhäuser über das neu entstandene Großreich des Moskauer Großfürsten und selbsternannten Zaren Ivan IV., wobei sie als besondere Quellenbeispiele nicht nur auf ein bislang kaum erforschtes Exemplar der „Neuen Zeitung von Herzog Otto“ über die Grausamkeiten des Großfürsten in Moskau eingeht, sondern auch auf die im NLA-Standort Stade aufbewahrten Aufzeichnungen des Heinrich von Staden, der 1564 in den Dienst des Zaren gewechselt war. In einem weiteren Beitrag über „Kurhannover und Zar Peter I. Bündnispartner und Kontrahenten“ (S. 26-47) thematisiert van den Heuvel die hannoversch-russischen Beziehungen in der Phase des Nordischen Krieges.

Anschließend rücken die Häuser Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel und damit die Bestände des NLA-Standortes Wolfenbüttel in den Vordergrund. Christian Helbich befasst sich mit „Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694-1715) als erste westeuropäische Kronprinzessin von Russland“ (S. 48-70) und untersucht die Quellen nach Hinweisen, wie die Eheverbindung mit dem Sohn Peters I., Zarewitsch Alexei, zustande kam und wie das kurze Leben der Prinzessin verlief, die nach der Geburt ihres zweiten Kindes am Kindbettfieber verstarb. Ein weiteres Eheprojekt, diesmal zwischen Anna Leopoldowna, der Nichte der Zarin Anna, mit einem Welfen betrachtet Martin Fimpel in seinem Beitrag „Braunschweig-Wolfenbüttel auf dem Zarenthron. Erfolg und Scheitern Anton Ulrichs des Jüngeren (Vater des Zaren Iwan VI.)“ (S. 71-85). Für Fimpel ist Anton Ulrich ein „letztlich bemitleidenswerter Adeliger (...), der in einem äußerst widrigen Umfeld navigieren musste und unterging“. (S. 84). Denn die braunschweigische Zarenfamilie wurde im Dezember 1741 bei einem Putsch verhaftet und in die Verbannung geschickt.

Einen nicht minder tragischen Fall thematisiert Silke Wagener-Fimpel in ihrem Beitrag über „Prinzessin Auguste von Württemberg (1764-1788) – geborene Prinzessin zu Braunschweig-Lüneburg am Hofe Katharinas der Großen“ (S. 103-141), die 1780 den zehn Jahre älteren Prinzen Friedrich von Württemberg heiratete, der unter Katharina II. das Amt des Generalgouverneurs von Russisch-Finnland

erhielt. Allerdings verlief die Ehe sehr unglücklich. Die Prinzessin wurde von ihrem Mann misshandelt, so dass dieser seinen Dienst quittieren und das Reich verlassen musste. Über die Verhandlungen über das weitere Schicksal Auguste von Württembergs bis zu deren frühen Tod 1788 geben drei Akten im NLA-Standort Wolfenbüttel Auskunft, mit deren Hilfe die Autorin versucht, die bisherige, stark von der württembergischen Perspektive geprägte Sichtweise, die eine einseitige Schuld bei der Prinzessin verortet, zu relativieren.

Einer bislang noch zu wenig erforschten und genutzten Quellengattung widmet sich Brage bei der Wieden. Er nimmt die Überlieferung der Gesandtschaften in den Blick und untersucht im Einzelnen „Wolfenbütteler und Blankenburger Gesandte in St. Petersburg“ (S. 86-102), wobei er deutlich macht, dass eine systematische Auswertung der gesandtschaftlichen Korrespondenz die bisherigen „Kenntnisse über Lebensumstände, Denkhorizonte und biographische Details entscheidend bereichern“ könnte (S. 101).

Den zweiten Abschnitt des Buches über die Beziehung Russlands zur Dynastie der Oldenburger bestreiten zwei Archivare des Standorts Oldenburg des Niedersächsischen Landesarchivs. Den mit Abstand umfangreichsten Beitrag über „Die russischen Kaiser aus dem Hause Holstein-Gottorf-Oldenburg und ihre Beziehungen zum Herzogtum Oldenburg“ (S. 144-257) bietet dabei der Herausgeber selbst. Anhand der Oldenburger Quellen spürt Gerd Steinwascher dezidiert den politisch-dynastischen Verbindungen im 18. und 19. Jahrhundert nach, von dem ersten Oldenburger auf dem Zarenthron, Peter III., bis zu Nikolaus II., der 1903 sein Erbrecht auf das Oldenburger Herzogtum aufgab. Dabei arbeitet er präzise heraus, welchen erheblichen Einfluss die verwandtschaftlichen Beziehungen der Oldenburger, insbesondere des Großherzogs Peter Friedrich Ludwig, zu dem russischen Kaiserhaus auf die politische Geschichte des Herzogtums hatte.

Wolfgang Henninger stellt in seinem Beitrag den „Generalfeldmarschall und Ingenieur Burchard Christoph Reichsgraf von Münnich (1683-1767) in Russland“ (S. 258-293) vor, der 46 Jahre in Russland verbracht hatte, davon zwanzig Jahre in sibirischer Verbannung. In dieser Zeit hatte er sich nicht nur durch militärische Erfolge als russischer Generalfeldmarschall, sondern auch in seiner Funktion als Wasserbauingenieur und Städteplaner ausgezeichnet, 1740 kurzzeitig sogar das Amt des Premierministers innegehabt, so dass Henninger zu dem Schluss gelangt, Münnich sei „auf der internationalen Bühne wohl einer der bekanntesten, wenn nicht sogar der bekannteste Oldenburger“ gewesen (S. 261).

Ein Verzeichnis der Autoren und Autorinnen mit ihren wichtigsten Veröffentlichungen beschließt den Band.

Auch wenn in den Beiträgen auf Grund der Quellenlage eher der Blick Nordwestdeutschlands auf Russland thematisiert wird und nicht – wie der Titel suggeriert – der umgekehrte Fall, ist mit dem vorliegenden Band eine wissenschaftlich fundierte und thematisch breite Aufsatzsammlung gelungen, die hoffentlich auch zukünftig zu einer tiefergehenden Erforschung der politisch-dynastischen Beziehungen und zu einer intensiveren Nutzung der verschiedenen Quellen im Niedersächsischen Landesarchiv anregt. Einziger Wermutstropfen des Bandes ist das schlichte Layout. Eine durchgehend farbige Präsentation der Quellenabbildungen hätte eigentlich auch im Sinne des Verlags sein müssen.

Tobias Weger, Großschlesisch? Großfriesisch? Großdeutsch! Ethnonationalismus in Schlesien und Friesland, 1918-1945, Berlin 2017, zugl. Univ.-Habil., 800 S., Ill., 44,95 Euro, ISBN 978-3-11-046098-8.

Es zählt wohl zu den eigenartigeren Zufällen der Geschichte, dass sich 1925 am gleichen Tag, nämlich am 4. August, sowohl im Nordwesten des Reiches als auch in Nordböhmen zwei parallele grenzüberschreitende und ethnoregionale Bewegungen – die Großfriesische Bewegung und die Schlesische Stammlandbewegung – zu ihren ersten Zusammenkünften trafen. Während in Reichenberg/Liberec die erste Schlesische Kulturwoche abgehalten wurde, fanden sich in Jever die Nord- und Ostfriesen mit den Vertretern der niederländischen Provinz Friesland zu ihrem ersten Allfriesenkongress zusammen. Beide Bewegungen nimmt Tobias Weger in seiner nunmehr veröffentlichten Habilitationsschrift genauer in den Blick. Ohne einen historischen Vergleich der beiden Phänomene anzustreben, interessiert er sich vor allem für die Akteure und dahinter stehenden Konzepte der beiden Bewegungen, um mit Hilfe der „parallelen Narration“ Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten.

In seiner Einleitung macht Weger den Leser zunächst mit seinem Untersuchungsgegenstand, dem methodischen Ansatz und den für seine Forschungsarbeit herangezogenen Quellen vertraut. Neben der historischen Stereotypenforschung stützt er sich vor allem auf die historische Diskursanalyse, mit deren Hilfe Texte unterschiedlichster Art zum Sprechen gebracht werden sollen. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass sich Weger bei seiner Quellenauswahl nicht nur auf geschriebene oder gedruckte Aussagen beschränkt, sondern ebenso Artefakte, Fotografien, Symbole, Landkarten oder Denkmäler miteinbezieht. Insbesondere bei der Betrachtung der großschlesischen Bewegung nutzt er zudem Erkenntnisse der „Postcolonial Studies“, da die deutsche Volkstumsideologie gegenüber Tschechen und Polen von einem Gefühl der Überheblichkeit ausging und dabei Denkmuster offenbar werden, die sonst „im Verhältnis kolonialisierender Mutterländer zu ihren überseeischen Dependancen betrachtet werden können“ (S. 20).

Weder Großschlesien noch „die Frieslande“ stellten geschlossene historische Entitäten dar. Vielmehr handelte es sich um mentale Konstruktionen oder um „imaginierte Räume“, wie es Weger bezeichnet, die sich nicht nur in Texten, sondern auch in Kartendarstellungen und Bildern niederschlagen konnten. Je nach Intention wurde Schlesien dabei als deutscher Vorposten angesehen, oder im Gegenzug Böhmen als tschechischer Keil interpretiert, der in die deutsche Eiche getrieben wurde, um diese zu spalten. Dagegen konnte sich die Großfriesische Bewegung noch nicht einmal auf eine gemeinsame, geschlossene Sprachlandschaft berufen, sondern musste sich in seinem mentalen Raumkonzept auf die „ins Mittelalter rückprojizierte ‚Magna Frisia‘“ zurückbesinnen. Gemeinsam ist beiden Bewegungen jedoch die Herausstellung einer Schutzfunktion gegen drohende Fluten. War es bei den Friesen der Kampf gegen das Meer, fürchteten die Schlesier die „slawische Flut“. Nicht von ungefähr wurden von der großschlesischen Stammlandbewegung gerne maritime Bilder verwendet, etwa Schlesien als Halbinsel, das von den slawischen Staaten umgeben und nur durch eine Landbrücke mit dem Deutschen Reich verbunden war (S. 130).

Im Hauptteil des Buches widmet sich Weger ausführlich sowohl den Voraussetzungen als auch den Aktivitäten der Schlesischen Stammlandbewegung und der

Großfriesischen Bewegung. Spätestens hier fällt das Ungleichgewicht zwischen beiden Untersuchungsgegenständen auf. Denn während auf die Schlesische Stammlandbewegung knapp 350 Seiten entfallen, wird die Großfriesische Bewegung auf der Hälfte des Raumes abgehandelt. Dass Weger den Schwerpunkt eher auf die Ostgebiete verlegte, ist nicht verwunderlich, da er bereits frühzeitig Veröffentlichungen zu tschechischen und sudetendeutschen Themen vorlegte und seit 2004 als wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa tätig ist, in deren Schriftenreihe die Habilitation auch erschienen ist. Aber auch zur friesischen Thematik enthält die Arbeit zahlreiche erhellende Gesichtspunkte, denn Weger stützt sich zwar auf die bisherige Forschungsliteratur, reichert diese jedoch mit weiterführenden Fragestellungen an. Es wird sichtbar, dass sowohl bei der friesischen Bewegung in den Niederlanden als auch in Schleswig-Holstein vor allem sprachemanzipatorische Bestrebungen den Ausgangspunkt für die kulturpolitische Bewegung darstellten. Dagegen ist für Ostfriesland und das Oldenburger Land die dort entstandene Heimatbewegung von größter Bedeutung, die Weger ausführlich und kenntnisreich darstellt.

Weger schildert ausführlich und detailliert Ablauf, Intention und Reaktionen auf die Friesentage und -kongresse zwischen 1925 und 1933, um diese den im gleichen Zeitraum jährlich abgehaltenen Schlesischen Kulturwochen und den nachfolgenden Schlesischen Gaukulturwochen 1936 bis 1938 gegenüber zu stellen. Während der Beginn des „Dritten Reiches“ innerhalb der sudetendeutschen völkischen Bewegung wie ein „Dammbbruch“ wirkte, so dass die handelnden Akteure mehr und mehr ihre rhetorische Zurückhaltung vermissen ließen, wurden die gesamt friesischen Aktivitäten durch die nationalsozialistische Machtübernahme zunächst einmal ausgebremst. Der für 1933 in Aurich geplante vierte Friesenkongress wurde verschoben und in den Folgejahren wurde dem „großgermanischen“ Gedanke der Vorrang eingeräumt. So wurde während der Besetzung der Niederlande das Vorhaben propagiert, die „Westfriesen für das von Deutschland vertretene nationalsozialistische Germanentum“ zu gewinnen, um langfristig die deutsch-niederländische Grenze auszulöschen und „die Gemeinschaft des deutsch-niederländischen Raumes, die gemeinsame Blutabstammung und das gemeinsame Ahnenerbe“ herauszustellen (S. 649).

Um die Kontinuitäten über die mythenreiche „Stunde Null“ sichtbar zu machen, thematisiert Weger auch noch kurz die Nachkriegszeit, die unter veränderten Konstellationen keine grundlegende Perspektivänderung bei den beteiligten Personen bewirkte. Während die gesamt schlesische Idee nach 1945 in der Vertriebenenkulturarbeit weiterlebte, wurden ab 1955 auch wieder Großfriesische Kongresse abgehalten. Dabei befasst sich Weger näher mit Hermann Aubin, der „vor 1945 vielfältig in den völkischen Wissenschaftsbetrieb und in geschichtspolitische Handlungen des NS-Regimes verstrickt war“ (S. 669), und mit der „Affäre Conring“ Mitte der 1960er Jahre.

Weger kommt zu dem Schluss, dass es sich sowohl bei der Schlesischen Stammlandbewegung als auch bei der Großfriesischen Bewegung keineswegs um monolithische Phänomene, sondern eher um „Konglomerate unterschiedlicher, zum Teil sogar in sich widersprüchlicher Tendenzen“ handelte, die konservative Ansätze mit innovativen wissenschaftlichen Paradigmen verknüpften (S. 684). Der große Unterschied bestand darin, dass die großfriesische Bewegung nicht

versuchte, Niederländer oder Dänen als „rassisch minderwertig“ zu bezeichnen oder deren kulturelle Unterlegenheit herauszustreichen. Gleichwohl wurden die Niederlande als Teil des „deutschen Kulturraums“ angesehen und damit implizit die politische Unabhängigkeit des Nachbarlandes in Frage gestellt. Erst in seiner Schlussbetrachtung geht Weger stärker der Frage nach dem Ursprung der beiden Bewegungen nach und stellt dabei fest, dass die betroffenen Regionen seit dem 19. Jahrhundert von starken Migrationsbestrebungen, insbesondere einer massiven Auswanderungswelle in die USA, erfasst worden waren, die im völkischen Diskurs vor allem als „Verlust an genetischer Substanz“ interpretiert wurden (S. 687). Gerne hätte man an dieser Stelle noch etwas mehr erfahren.

Ein sehr ausführliches Verzeichnis der verwendeten Quellen und der Sekundärliteratur, ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein geographisches und ein Personenregister beschließen den Band, mit dem Weger eine profunde, detailreiche und spannende Untersuchung vorlegt, die nicht nur für die Schlesische Stammlandbewegung, sondern auch für die Großfriesische Bewegung neue Erkenntnisse parat hält. Zur besseren Orientierung wäre nur noch wünschenswert gewesen, aussagekräftige Karten für das schlesische bzw. friesische Gebiet in das Buch mit aufzunehmen.

Aurich

Michael Hermann

Anton Weise, Nach dem Raub. Die Vermögensverwertungsstelle beim Oberfinanzpräsidenten Hannover (1941-1950) (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 290), Göttingen 2017, zugl. Univ.-Diss., 328 S., Ill., 34,90 Euro, ISBN 978-3-8353-3061-0.

Im Jahr 2001 lieferte der Oberfinanzpräsident Hannover (OFP) ca. 12.500 Akten an das damalige Hauptstaatsarchiv Hannover ab. Es handelte sich dabei allerdings nicht um reguläre Steuerakten, sondern vielmehr um die lange Jahre in der Behörde unter der Kategorie „Reichsfluchtsteuerakten“ verwahrten Unterlagen der Devisenstelle und der Vermögensverwertungsstelle, auf die allein ca. 3.100 Akten entfielen, beim Oberfinanzpräsidium aus den Jahren 1931 bis 1945. Diese historische besonders wertvolle Überlieferung wurde zunächst in dem vom Archiv in Kooperation mit dem Historischen Seminar der Leibniz-Universität und von der Deutschen Forschungsgesellschaft geförderten Projekt „Finanzverwaltung und Judenverfolgung am Beispiel des OFP Hannover“ tiefer erschlossen. Aus diesem Projekt sind einige wissenschaftliche Aufsätze und die Dissertation von Christoph Franke „Legalisiertes Unrecht. Devisenbewirtschaftung und Judenverfolgung am Beispiel des Oberfinanzpräsidiums Hannover“ aus dem Jahr 2011 hervorgegangen.

Auch die hier zu besprechende Dissertation von Anton Weise steht in diesem Kontext. Anders jedoch als bei Franke reicht der Untersuchungszeitraum von 1942 bis 1950, also von der Errichtung der Vermögensverwertungsstelle bis zur Neugestaltung der Finanzverwaltung. Somit beschränkt sich Weise nicht nur auf die Zeit des „Dritten Reichs“, sondern kann durch den Blick auf die Nachkriegsära die erkennbaren personellen und dienstlichen Kontinuitäten bei der Vermögensverwertungsstelle verdeutlichen. Weise entscheidet sich bewusst für

die Perspektive der sogenannten Täterforschung. Diese befasste sich in der Vergangenheit in der Hauptsache mit einzelnen NS-Verbrechern, hochrangigen, als Schreibtischtäter bezeichnete Verwaltungsbeamten, und Gruppen wie z.B. Zöllner oder Gestapo-Beamte, die intensiven Kontakt mit den Opfern hatten, weniger jedoch mit einer kleinen heterogenen Gruppe von Beamten und Angestellten einer mittleren Verwaltungseinheit, deren Tätigkeit erst einsetzte, nachdem der Raub bereits stattgefunden hatte, so dass nur in den seltensten Fällen ein unmittelbarer Kontakt zu den Opfern bzw. deren Angehörigen bestand.

Da biographische Quellen wie Personal- und Entnazifizierungsakten im Falle der Beamten und Angestellten der Vermögensverwertungsstelle nur in geringem Umfang vorhanden sind und Selbstzeugnisse wie Tagebuchaufzeichnungen oder Einlassungen bei Gericht nicht überliefert sind, versucht Weise, sich dieser „Täterperspektive“ aus verschiedenen Richtungen zu nähern: biographisch, strukturell, institutionell und kommunikativ (Austausch mit anderen Instanzen, Nutznießern, Helfern und Opfern), um so die „Vielzahl von Gründen für das Handeln der Täter“ (S. 31) berücksichtigen zu können. Dabei orientierte er sich an drei Leitfragen. 1. Wer waren die Handelnden in der Abteilung? 2. Wie gestaltete sich ihr Handeln besonders jenseits der Verwaltungsroutine und wie stark war ihre „Bindung an das Recht“? und 3. Welche Bedeutung kam der Vermögensverwertungsstelle im Prozess des Holocaust zu? Mit letzterer Frage will Weise einige zugespitzten Thesen Götz Aly's auf der Mikroebene überprüfen. Dabei handelt es sich um die Thesen, dass der Holocaust in erster Linie ein vom Volkswohl angetriebener Massenraub in einer nationalsozialistischen „Gefälligkeitsdiktatur“ war, dass der Lebensstandard der Mehrheitsgesellschaft im „Dritten Reich“ gut war und dass es einen Kausalzusammenhang zwischen Bombenkrieg und Deportation der Juden gab.

Die Vermögensverwertungsstelle wurde auf Grund des sogenannten Deportationserlasses vom 4. November 1941 zunächst unter dem Namen „Dienststelle für die Einziehung von Vermögenswerten“ errichtet, ihre endgültige Bezeichnung erhielt sie dann im Juli 1942. Ihre Aufgabe bestand, wie der Name bereits sagt, in der Verwertung des an das Reich gefallenen Vermögens der ab Dezember 1941 aus Hannover in vier Transporten deportierten oder bereits vorher emigrierten Juden, die noch Vermögen im Reich hatten.

Bediente sich die Reichsfinanzverwaltung bei der Beraubung der jüdischen Bevölkerung bis dahin lediglich bereits bestehender Instanzen wie der Devisenstellen und der Finanzämter, hatte sie nunmehr eine dezentrale Instanz explizit für die Verwertung des geraubten jüdischen Vermögens errichtet, deren Zuständigkeit sich im Laufe der Jahre auch auf die Vermögensverwertung anderer Opfergruppen ausdehnte, wie z.B. auf Sinti oder in Konzentrationslagern und Arbeitserziehungslagern umgekommene Häftlinge. Allein schon aufgrund ihres Aufgabengebietes kommt der Vermögensverwertungsstelle, und damit auch ihren Mitarbeitern, die mit dem Abschluss der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung – in diesem Falle aus dem Zuständigkeitsbereich der Oberfinanzdirektion Hannover – befasst war, eine wichtige Rolle als Akteurin im Holocaust zu.

Als Rechtsgrundlage für die Tätigkeit der Vermögensverwertungsstelle dienen in der Hauptsache vier Erlasse bzw. Verordnungen. Es handelte sich dabei um den sogenannten Verwertungserlass vom 29. Mai 1941, einer „Überarbeitung“ des Gesetzes zur Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens vom

14. Juli 1933, um die 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941, die besagte, dass deutsche Juden mit dauerhaftem Aufenthalt im Ausland nicht nur ihre Staatsbürgerschaft verloren, sondern auch ihr Vermögen zu Gunsten des Reiches eingezogen wurde, um die 12. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. April 1943, die Juden und „Zigeunern“ mit dem Status eines Schutzangehörigen des Deutschen Reichs den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft versagte, sowie die 13. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 1. Juli 1943, die den Vermögensverfall von im Reichsgebiet verstorbenen Juden festschrieb.

Im ersten Teil seiner Arbeit thematisiert Weise die verschiedenen Perspektiven der Tätigkeit in der Vermögensverwertungsstelle bis zum Ende des Nationalsozialismus. Nach einer kurzen Darstellung über Aufbau, Entwicklung der Vermögensverwertungsstelle und ihrer Aufgaben sowie der ermittelbaren biographischen Angaben zu Mitarbeitern und Vorgesetzten, befasst er sich ausführlich mit der Frage nach Handeln und Motivation der Akteure dieser Abteilung. Um sich diesem aufgrund der Charakteristik der Quellenlage – es handelt sich um mehr oder weniger stark formalisiertes und gleichförmiges Verwaltungsschriftgut – schwierigen Thema zu nähern, untersucht er die nach außen gerichtete Kommunikation der Vermögensverwertungsstelle. Dabei nimmt er zunächst andere Instanzen des NS-Regimes, wie z.B. die Gestapo, aber auch Kommunen, Banken und Versicherungen, die ebenfalls alle einen Anteil an der Verwertung des Vermögens hatten, Nutznießer waren oder sein wollten, in den Blick. Der Umgang mit der Synagogengemeinde bzw. Reichsvereinigung der Juden in Deutschland und der gelegentliche Kontakt zu Angehörigen der Opfer wurden selbstverständlich ebenfalls analysiert.

In den folgenden Abschnitten verschiebt Weise den Blickwinkel auf die verschiedenen Opfergruppen sowie die Verwertung ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens, das von Kleinstbeträgen auf Schulsparkonten, über Möbel sowie Wertgegenstände bis zu Immobilien und Wertpapieren reichte. Auch den zahlreichen meist vergeblichen Versuchen von Privatpersonen, von dem geraubten Vermögen besonders der deportierten Juden zu profitieren, geht er nach. Am Ende des ersten Teils versucht er in der Gesamtschau die Frage zu beantworten, ob für die Bediensteten der Vermögensverwertungsstelle das übliche Selbstbild einer Behörde, die sich in ihrem Handeln an Recht und Gesetz orientiert, leitende Handlungsmaxime war oder doch eher eine ausgeprägte fiskalische Orientierung, der in manchen Fällen die gesetzliche Grundlage untergeordnet wurde.

Dem ersten, sehr ausführlichen und detaillierten Teil der Untersuchung schließt sich ein zweiter an, der kurz die Entwicklung der Abteilung nach der NS-Zeit schildert. Bemerkenswert ist hier die nahezu ungebrochene Fortführung der Tätigkeit, auch wenn es nun nicht mehr um die Verwertung, sondern um die Feststellung und Verwaltung des Vermögens ging, das auf Weisung der Alliierten zunächst nicht einfach an die überlebenden Opfer oder deren Angehörige zurück gegeben werden durfte.

In der Schlussbetrachtung kommt Weise auf die eingangs formulierten Fragen zurück und fasst zusammen, dass die Mitarbeiter der Vermögensverwertungsstelle sich wohl weniger von antisemitischen Einstellungen, die aber aufgrund der Quellenlage auch schwierig zu ermitteln gewesen wären, bei der Erfüllung ihrer Aufgaben leiten ließen als vielmehr von einer fiskalischen Orientierung im Rahmen einer einigermaßen ordentlichen Verwaltungspraxis, die äußerst effektiv,

wenn auch nicht immer effizient war. Insgesamt war die Tätigkeit der Vermögensverwertungsstelle – so Weise – „im Rahmen der verbrecherischen Rechtsordnung des NS-Regimes korrekt“ (S. 300) und der Umgang mit den Angehörigen der Opfer „sachlich“. Eine weltanschauliche Ausrichtung der Tätigkeit im Sinne des Nationalsozialismus, wie sie von der Forschung für die Mitarbeiter des Reichssicherheitshauptamtes deutlich herausgearbeitet wurde, war nicht festzustellen. Ein Befund, der sich auch durch die Personalauswahl stützen lässt, bei der fachliche Eignung ausschlaggebend war. Die Mitgliedschaft in der NSDAP brachte den Mitarbeitern keine besonderen Vorteile. Auch war für die meisten Tätigkeiten kein besonders, über das der restlichen Bevölkerung hinausreichende Wissen um die Verbrechen des Holocausts notwendig. Ob jedoch der Umstand, dass die Mitarbeiter der Vermögensverwertungsstelle verhinderten, dass sich einzelne Privatpersonen an dem eingezogenen Vermögen bereicherten und auch Kleinstvermögen für den Reichsfiskus eingetrieben und verwertet wurden, darauf hinweist, dass sie sich der „mangelnden Legalität ihres Handelns“ bewusst waren, deshalb ein „moralisches Unbehagen“ verspürten, dieses nur „durch Zuführung der Erlöse zum Reichshaushalt als ‚höheren Zweck‘“ rechtfertigen konnten und ihnen „jegliches individuelles Schuldbewusstsein“ (S. 302) fehlte, ist eine mutige Interpretation der Untersuchungsergebnisse. Vielleicht könnten die Ergebnisse aus der sozialpsychologischen Täterforschung bei der Fragestellung eine Bereicherung sein. Diese hat sich zwar bisher in der Hauptsache mit gewalttätigen Tätern befasst, gleichwohl finden sich dort hilfreiche Ansatzpunkte auch für die Frage nach Motivation und Binnenperspektive von Schreibtischtätern. Zudem hätte sich die Rezensentin aus Gründen der Übersichtlichkeit ein kurzes zusammenfassendes Kapitel über die Rechtsgrundlagen gewünscht.

Anton Weise ist eine ausgezeichnete recherchierte Einzelstudie zur Vermögensverwertungsstelle der Oberfinanzdirektion Hannover gelungen. Es handelt sich um eine bedeutsame Arbeit, die die bisherige Forschungslücke zur Beteiligung der Finanzverwaltung am Holocaust füllt und Standards setzen wird. Auch für andere Wissenschaftsgebiete, wie z.B. für die Provenienzforschung kann der Wert dieser Arbeit nicht unterschätzt werden, zeigt sie doch detailliert die Wege der Verwertung des geraubten Vermögens auf.

Aurich

Kirsten Hoffmann

Dirk Ziesing, Das Ostfriesisch-Lingen-Tecklenburgische Landwehr-Infanterie-Regiment (3. Westfälisches) in den Befreiungskriegen 1813-1815, Münster 2017, 416 S., Ill., 29,80 Euro, ISBN 978-3-89688-592-0.

Die sogenannte Franzosenzeit Ostfrieslands und die damit verbundene Militärgeschichte stellen bisher kaum beleuchtete Themen der ostfriesischen Regionalgeschichte dar. Im vorliegenden Werk wird die Geschichte des im Titel genannten Regiments geschildert und insbesondere auf die im Regiment dienenden Personen eingegangen.

Seit 1806 standen Ostfriesland sowie die umliegenden Gebiete unter Herrschaft des expandierenden französischen Kaiserreichs. Napoleon regierte unangefochten in weiten Teilen Europas, erst durch seinen gescheiterten Feldzug nach Russland

sowie der darauf folgenden Niederlage gegen die Alliierten in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 wandte sich das Blatt. Die Alliierten, nun nicht mehr aussichtslos unterlegen, schufen im Kampf gegen Frankreich neue Militärverbände, zu denen auch das hier untersuchte Regiment gehört. 1813 war das Regiment ausgehoben worden. Der erste Einsatz erfolgte 1813/14 bei der Belagerung von Delfzijl. 1815 wurde es nach der Schlacht bei Waterloo sowie dem Sieg über Napoleon wieder aufgelöst. Das Ende und die Auflösung des Regiments geschah auch deshalb, weil Ostfriesland im Zuge des Wiener Kongresses an das neugeschaffene Königreich Hannover fiel und fortan nicht mehr preußische Provinz war.

Das Werk umfasst alle Militärs, die in diesen Jahren in dem Regiment gedient haben, ausgehend von den kommandierenden Offizieren bis hin zu den unteren Rängen der Soldaten sowie der weiteren Bediensteten, wie bspw. den Ärzten des Regiments. Darüber hinaus werden jedoch auch die freiwilligen Kämpfer berücksichtigt, die den besser gestellten Familien entstammten und dadurch, dass sie ihre Ausrüstung selbst finanzierten, dem regulären Militärdienst entgehen konnten.

Ziesings Ausarbeitung ist enzyklopädisch gestaltet. Es finden sich einzelne Abschnitte zu den Viten aller Militärs, die mitunter auch mehr als die reinen Personendaten wiedergeben und den Status der jeweiligen Familie in Ostfriesland verdeutlichen. Bei den Ostfriesen sind etliche bekannte Familien zu finden, wie bspw. die Emders Geschlechter van Santen, Hesslingh, de Potters, Tholen oder auch die nicht weniger bedeutenden ostfriesischen Familien von Wicht oder Kettler. Darüber hinaus lassen sich auch Juden im Regiment nachweisen, wie bspw. der Landwehrmann Moses Jacob de Vries (S. 232).

Ziesing gibt zudem Einblicke in die Provinz Ostfriesland während des Krieges, indem er die Gründung der Frauenkriegervereine, die sich ab 1814 in Ostfriesland zusammengefunden hatten, darstellt. Deren Ziele bestanden in der Unterstützung der im Feld stehenden Militärs. Auch hier finden sich prominente Namen wie von Rehden oder Metger.

Erkenntnisreich sind auch die Abschnitte des Buches zur materiellen Überlieferung des Regiments in Form von Fahnen und Gedenktafeln. Dabei konnte der Autor Objekte aus privatem Besitz aufspüren, die in diesem Band dokumentiert werden, wie bspw. ein silberner Ehrenpokal des Leutnants Sasse aus Hage. Dieser wurde ihm von seinen ehemaligen Kameraden gestiftet, die er im Krieg befehligt hatte.

Das Werk richtet sich in erster Linie nicht an Fachhistoriker, sondern an interessierte Laien, wie der Autor im einleitenden Kapitel (S. 10) darstellt. Konsequenz ist, dass der Autor beispielsweise auf Fußnoten, Belege und direkte Quellenverweise verzichtet. Im Anhang des Buches findet sich jedoch ein allgemeines Quellenverzeichnis.

Ziesing hat ein fundiert zusammengetragenes Werk über die Personengeschichte jenes Regiments vorgelegt, das gerade, weil es keine nüchterne wissenschaftliche Darstellung verfolgt, vor allem zum Stöbern einlädt. Sein Verdienst ist es, dass nun bekannt ist, wer in diesem Regiment gedient hat und wie stark die Bevölkerung Ostfrieslands mit dem Krieg verwoben war. Aufgrund der Vielzahl an Vertretern namhafter Familien ist nunmehr zu hoffen, dass die Franzosenzeit in Ostfriesland bald wieder mehr in den Blick der wissenschaftlichen Forschung rückt.

Emden

Benjamin van der Linde

